„Wer erinnert sich nicht …
Als unliebsame Gäste zeigten sich Tausende von Ausländern, die die Fürsorge der Militärregierung ausnutzten. Wohnungen und das gesamte Mobiliar mußten herausgegeben werden. Die Fußböden als Feuerholz verbrannt, Schränke als Kaninchenställe benutzt, Frauen und Mädchen Freiwild, fast kein Tag ohne Mord und Kapitalverbrechen".

So erinnerte sich Lübecks ehemaliger Bürgermeister Otto Passarge zehn Jahre nach Kriegsende in einer Jubiläumsbroschüre des Senats.

Auch weiten Teilen der Lübecker Bevölkerung ist auf die Frage nach den Zwangsarbeitern während des Zweiten Weltkrieges lediglich die unruhige Zeit unmittelbar nach Kriegsende in Erinnerung. Keiner fragte sich damals, wie diese „*unliebsamen Gäste*" denn überhaupt nach Lübeck gekommen waren. Die Legenden von plündernden und mordenden „Polenbanden" leben bis heute weiter.

Christian Rathmer:
unter Mitarbeit von
Katja Freter-Bachnak und
Christine Vogt-Müller

„Ich erinnere mich nur an Tränen und Trauer…"

Zwangsarbeit in Lübeck 1939 bis 1945

Elena Mogilnaja, Jg. 1926, aus Belaja-Cerkov/Ukraine arbeitete für das Bauschädenamt sowie die Ziegelei J.J. Wegner, Wwe. in Lübeck-Buntekuh und war vom 3. Februar 1944 bis zum 22. Juni 1945 im Gemeinschaftslager Lutherschule, Moislinger Allee 74 untergebracht. Foto aus ihrem Lagerausweis.

Übersetzungen aus dem Französischen:
Wolfgang Muth,
aus dem Russischen:
Katja Freter-Bachnak

Wie andernorts auch hat die Nachkriegsgesellschaft in Lübeck bis heute größte Probleme, mit ihrer Vergangenheit im „Dritten Reich" umzugehen. Zu schmerzlich sind die Erinnerungen an eigenes Leid, zu schamvoll das Gefühl des Unrechts, das den europäischen Nachbarn angetan wurde. Doch es ist an der Zeit, sich endlich offen mit dieser Vergangenheit auseinanderzusetzen. Es ist an der Zeit, seine Erinnerungen auszutauschen, sich im Verhältnis zu seinen Nachbarn die historische Wahrheit einzugestehen und damit Vertrauen zu schaffen für eine gemeinsame, friedliche Zukunft.

Aus fast allen von den Deutschen besetzten Ländern Europas wurden während des letzten Krieges Menschen zum „Arbeitseinsatz" nach Lübeck verschleppt. Erst seit etwa Mitte der 80er Jahre ist das Schicksal der zur Arbeit ins Deutsche Reich verschleppten Kriegsgefangenen und zivilen Zwangsarbeiter Thema einer wissenschaftlichen Auseinandersetzung. Die meisten – vor allem die jüngeren – Menschen wissen allerdings bis heute wenig oder nichts darüber. Mehr als 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges beginnen wir, die Geschichte der während des Zweiten Weltkrieges nach Lübeck verschleppten Zwangsarbeiter/innen zu untersuchen und damit das Schicksal dieser Gruppe von Opfern der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft für Lübeck der Vergessenheit zu entreißen.

Bei einer äußerst schwierigen Quellenlage war es eine mühselige Arbeit, aus den wenigen Akten und Randnotizen ein anschauliches Bild von den Lebens- und Arbeitsbedingungen dieser Menschen herauszuarbeiten. Licht und Anschaulichkeit brachten uns die Lebensberichte Hunderter ehemaliger Zwangsarbeiter/innen aus der Sowjetunion, zu denen wir über die russische Menschenrechtsorganisation Memorial Kontakt fanden. Ihnen gilt unser Dank, da sie bereit waren, über ihr schmerzvolles Schicksal zu berichten.

Die Art und Weise und vor allem der Umfang des „Ausländereinsatzes" während der Kriegsjahre, wie sie hier in kompakter Dokumentation deutlich werden, ist erschreckend. Sichtbare Spuren hinterließen diese in Lübeck allerdings nicht, wenn man einmal von den Gräberfeldern auffallend junger Menschen auf dem Vorwerker Friedhof absieht.

Dafür blieben Narben, die im Verhältnis zu unseren Nachbarvölkern mitunter fühlbar werden, weil die Erinnerung an Verschleppung und Erniedrigung sich in das kollektive Gedächtnis einprägte. Auch fünfzig Jahre danach leben noch zahlreiche der zur Arbeit nach Deutschland deportierten Menschen. Und wenn sie sagen: „Ich träume oft von Deutschland", so sind es zumeist Erinnerungen an Heimweh, Leid und Tränen. Dies ist ein Teil europäischer Geschichte, ohne deren Kenntnis die Gegenwart nicht verständlich ist.

Die jungen Menschen aus halb Europa haben einen Teil ihres Lebens in unserer Stadt gelassen. Ihre Zeugnisse mögen uns heute eine Mahnung sein. Die meisten von ihnen haben für das ihnen zugefügte Leid, für ihre verlorenen Jahre keine ideelle oder finanzielle Entschädigung erhalten. Wir können das geschehene Unrecht nicht „wieder gutmachen", aber wir können es ehrlich bedauern. Wir sollten auf die Menschen zugehen, denen dieses widerfuhr und unsere schmerzlichen Erinnerungen austauschen. Dieses würde sicherlich beiden Seiten helfen,

mit dieser Vergangenheit zu leben.

In den Jahren 1995 bis 1997 ließ der Senat der Hansestadt Lübeck dieses Kapitel der Stadtgeschichte untersuchen und in einer Ausstellung dokumentieren. Dieses Jahr wird in den Räumen der Geschichtswerkstatt Herrenwyk eine ständige Ausstellung als Gedenkstätte an diese Opfer installiert. Begleitend dazu wird eine Dokumentation herausgegeben, die im folgenden zusammengefaßt wiedergegeben wird.

1. Die Geschichte der Kriegsgefangenen und ausländischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in Lübeck während des Zweiten Weltkrieges. Die Geschehnisse, die diese Dokumentation behandelt, liegen über ein halbes Jahrhundert zurück. Doch bei denen, die davon betroffen waren, sind sie noch sehr lebendig. Und sie erinnern sich nur mit Tränen und Trauer daran. Die Lübecker Bevölkerung hat diese Ereignisse heute vergessen oder verdrängt. Für sie war die Anwesenheit Tausender fremder Menschen aus halb Europa auch nur eine kurze Episode, eine Randerscheinung der schrecklichen Kriegsjahre. Für die Menschen aber, die aus den im Kriege besetzten Gebieten gewaltsam zum „Arbeitseinsatz" nach Deutschland verschleppt wurden, bedeutete dieser Akt der Barbarei eine unauslöschliche Zäsur in ihrem Leben.

Mit nüchternem Kalkül planten die verantwortlichen Beamten in den zuständigen Ämtern und Ministerien des Deutschen Reiches schon vor Beginn des Zweiten Weltkrieges den massenhaften Einsatz ausländischer Zwangsarbeiter in der deutschen Rüstungsindustrie. Zunächst wurden hauptsächlich Kriegsgefangene aus den Polen- und Frankreichfeldzügen dazu rekrutiert. Mit den steigenden Einberufungen deutscher Arbeitskräfte zur Wehrmacht wurden jedoch in gleichem Maße Millionen von Zivilpersonen aus den besetzten Ländern ausgehoben und zum Arbeitseinsatz ins Deutsche Reich deportiert. Während des Krieges gab es nicht einen Ort in Deutschland, in dem keine Zwangsarbeiter/innen eingesetzt waren.

Der „Ausländereinsatz" in der deutschen Rüstungsindustrie ist die Seite des Krieges, die jedermann direkt vor der eigenen Haustür wahrnehmen mußte.

Auch nach Lübeck kamen in diesen Jahren Zehntausende verschleppter Menschen aus dem benachbarten Ausland. Es handelte sich im allgemeinen um Jungen und Mädchen zwischen 16 und 20 Jahren, die unter härtesten Lebens- und Arbeitsbedingungen in Lübecker Betrieben Waffen produzieren mußten. In den Archiven der Verwaltung und der verantwortlichen Betriebe sind kaum Akten darüber überliefert, bzw. sie sind nicht zugänglich. Dafür geben uns zahlreiche Erinnerungsberichte ehemaliger Zwangsarbeiter/innen vor allem aus Osteuropa heute ein erschütterndes Zeugnis über diese Zeit.

2. Arbeitsmarkt und Wirtschaftslage. Zu Beginn des Jahres 1933 hatte Lübeck mit 26,4 % eine überdurchschnittlich hohe Erwerbslosenrate. Um der hohen Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken, machte die Stadt große Zugeständnisse an potentielle Investoren. Grundstücke wurden überlassen und Steuerfreiheit gewährt. In den Jahren 1934 bis 1936 öffneten mehrere große Rüstungsbetriebe in Lübeck ihre Tore: Die Deutsche Waffen-

und Munitionsfabriken, kurz DWM genannt, sowie die Maschinen für Massenverpackung GmbH (MfM), ein getarnter Fabrikkomplex im Lauerholz; ferner die Berlin-Lübecker-Maschinenfabriken Bernhard Berghaus (BLM) und die Leichtkonstruktion Lübeck GmbH, eine Niederlassung der Norddeutschen Dornier-Werke.

Bei Kriegsausbruch waren allein in diesen Lübecker Rüstungsfabriken 8.300, im Laufe des Krieges bis zu 21.000 Personen mit der Produktion von Munition und Waffenteilen beschäftigt. Daneben zählten vor allem das Dräger-Werk, die Lübecker-Maschinenbau-Gesellschaft (LMG), die Flender-Werke, das Hochofenwerk und die Lubeca-Werke zu den rüstungswirtschaftlich wichtigen Betrieben. Insgesamt wurden 33 Lübecker Firmen in der Reichsbetriebskartei als kriegswirtschaftlich wichtige Betriebe geführt.

Wie überall im Reich wurden die Industriebetriebe der Aufsicht der Rüstungsinspektionen unterstellt und die Produktion mit Kriegsbeginn auf militärische Zwecke umgestellt. Im Wehrkreis X, zu dem Lübeck neben Kiel als industriell wichtigster Standort zählte, war bereits in der Vorkriegszeit eine überdurchschnittliche Umstellung auf Kriegsproduktion festzustellen. Im Juni 1940 schließlich betrug ihr Anteil an der Gesamtproduktion knapp 70%. Tausende von Frauen und Männern waren in dieser Zeit dienstverpflichtet worden. Durch Einberufungen deutscher Arbeiter zur Wehrmacht wuchs der Bedarf an ausländischen Arbeitskräften in der Rüstungsproduktion. Die Lücken wurden zuerst im Rahmen des sogenannten „Reichsausgleiches" mit Österreichern und Tschechen aufgefüllt. Diese Reserven waren bald erschöpft, und immer mehr Ausländer aus den von der Wehrmacht besetzten Gebieten wurden in der deutschen Kriegswirtschaft eingesetzt.

3. Der „Ausländereinsatz" im nationalsozialistischen Deutschland unter dem Primat der Rassenhierarchie. Der Einsatz ausländischer Zwangsarbeiter/innen in der deutschen Kriegswirtschaft stand in einem Spannungsfeld zwischen kriegswirtschaftlichen Interessen und rassenideologischen Bedenken von Seiten der NSDAP-Führung. Entgegen jedem rationellen Nutzen wurden die Lebens- und Arbeitsbedingungen der Zwangsarbeiter/innen durch einen riesigen Apparat von Bestimmungen geregelt, die nach einer strengen, rassistischen Abstufung geordnet waren. Westeuropäer hatten annähernd die gleichen Rechte wie deutsche Arbeitskräfte und erhielten die gleichen Versorgungsrationen. Die Rassenideologie unterteilte die Westeuropäer in „germanische Völker" wie Dänen, Niederländer und Flamen sowie in romanische Völker wie Wallonen, Franzosen und Italiener. Durch zahlreiche Sondererlasse wurden Angehörige der besetzten Ostgebiete verschärften Diskriminierungen ausgesetzt. Kroaten, Letten, „Schutzpolen", Polen aus dem Generalgouvernement sowie die sogenannten „Ostarbeiter" aus den Reichskommissariaten „Ostland" und „Ukraine" galten als „rassisch minderwertig" und wurden dementsprechend behandelt.

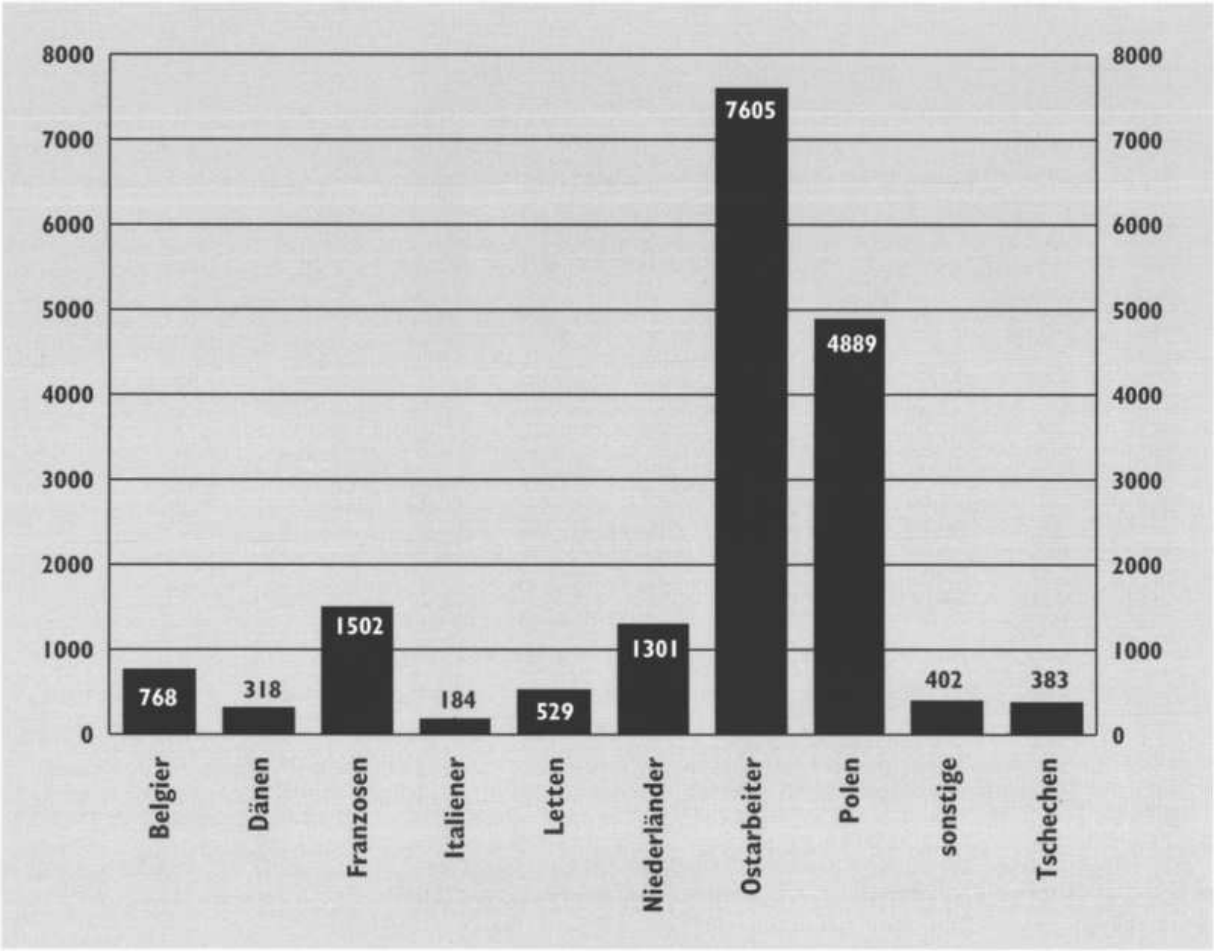
Menschen aus Polen gegenüber wurde ein umfangreiches System von repressiven Bestimmungen entwickelt: Sie wurden in geschlossenen Barackenlagern untergebracht, waren verpflichtet, ein „Polenabzeichen" an ihrer Kleidung zu tragen. Ihre Löhne waren geringer und die

Ostarbeiterabzeichen, Original: Privatbesitz.

Arbeitszeiten länger als die deutscher Arbeitskräfte. Sie durften öffentliche Einrichtungen wie Verkehrsmittel, Badeanstalten oder Büchereien nicht benutzen. Außerhalb der Arbeit waren ihnen Kontakte zu Deutschen verboten. Ferner wurde eine besondere „Polenstrafrechtsverordnung" erlassen, die für geringste Vergehen schwerste Strafen bis hin zu Todesurteilen zuließ.

Die Behandlung der „Ostarbeiter" übertraf dieses System von Repression und Diskriminierung noch bei weitem an Radikalität: Sie wurden mit einem „OST"-Abzeichen gekennzeichnet und in mit Stacheldraht umzäunten und von bewaffneten Wachmännern mit Hunden bewachten Lagern untergebracht. Sie hatten zunächst weder Ausgang noch Anspruch auf Urlaub. Durch den Abzug hoher Sonderabgaben war die Bezahlung sehr gering. Die eingreifendste Bestimmung betraf die gering bemessenen Verpflegungsrationen, so daß die „Ostarbeiter" chronisch unterernährt waren. Eine „ordentliche" strafrechtliche Behandlung war für sie überhaupt nicht vorgesehen. Bei Vergehen wurde in der Regel eine „Sonderbehandlung" beantragt.

4. Europa arbeitet in Lübeck – Sklaven aus aller Herren Länder. Insgesamt haben mehr als sieben Millionen sogenannter „ziviler Fremdarbeiter" während der Zeit des Zweiten Weltkrieges im Deutschen Reich gearbeitet. Für Lübeck gibt es noch keine Gesamtzahl. Es liegen allerdings zwei Zahlenangaben zu unterschiedlichen Stichtagen vor: 17.600 am 31.12.1942 und 17.881 am 31.3.1944. Da eine ziemlich starke Fluktuation vorhan-



Oben: Ausländer in Lübeck, Stand 31.3.1944.
Gesamtzahl: 17881.
Quelle: Archiv der Hansestadt Lübeck, Bestand: Handschriften, Signatur: Hs. 1099, Nr.19

den war, kann man davon ausgehen, daß insgesamt zwischen 30.000 und 40.000 ausländische Arbeitskräfte in Lübeck arbeiten mußten.

5. Anwerbung, Deportation und Arbeitsvermittlung – Menschenverwertung auf Sonderer-laß. Nur die wenigsten Menschen kamen freiwillig zum Arbeitseinsatz ins Deutsche Reich. In den besetzten Gebieten wurden zur Rekrutierung von Arbeitskräften verschiedenste Praktiken angewandt. Auf der einen Seite machten die deutschen Truppen während der Eroberungsfeldzüge vor allem in Polen, Frankreich und der Sowjetunion Millionen Kriegsgefangene. Auf der anderen Seite hob man in den besetzten Gebieten ein Millionenheer von Zivilpersonen aus. In Polen wurden sogleich mit den vorrückenden Truppen deutsche Arbeitsämter eingerichtet. In Dänemark, den Niederlanden und Italien wurde sogar schon vor der Besetzung mit den deutschen Reichsbehörden zusammengearbeitet.

Arbeitsämter und Anwerbebüros gaben sich zu Anfang des Krieges alle Mühe, die Arbeitskräfte ohne Gewaltanwendung zu rekrutieren, doch schon nach kurzer Zeit ging man zu schärferen Rekrutierungsmaßnahmen über, die bereits im Frühjahr 1940 in eine Menschenjagd mündeten, bei der mit jahrgangsweisen Dienstverpflichtungen, kollektiven Repressionen, Razzien, Umstellungen von Kinos, Schulen oder Kirchen Arbeitskräfte eingefangen wurden. Auf Grund des wachsenden Bedarfs an Arbeitskräften wurde im März 1942 eigens ein „Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz" ernannt: Mit Fritz Sauckel bekam die Rekrutierung von Arbeitskräften eine ganz neue Dimension. In den Nie-

derlanden und Frankreich wurden verstärkte „Werbekampagnen" angestrengt. In den eroberten russischen Gebieten wurden ganze Landstriche nach arbeitsfähigen jungen Menschen durchkämmt. Wehrmacht, Reservepolizeibataillone und SS-Verbände allein wären kaum in der Lage gewesen, den Verwaltungsaufwand der „Arbeitsverschickung" zu gewährleisten. Ordnungs- und Verwaltungsorgane der besetzten Gebiete kollaborierten in der Regel mit den Besatzern.

In den Erinnerungen der Betroffenen läßt sich folgendes lesen:

„Am 22. Juni 1942 kamen zwei bewaffnete Deutsche mit Schäferhunden auf unseren Hof. Sie verlangten nach mir. Ich hatte mich auf dem Dachboden des Nachbarn versteckt. Meine Mutter und meine ältere Schwester sagten, daß sie nicht wüßten, wo ich sei. Dann hielt einer der beiden Deutschen das Maschinengewehr auf meine schwangere Schwester. Meine Mutter fiel in Ohnmacht. Ich hatte alles gesehen und kam aus meinem Versteck. Ich wurde zur Schule gebracht. Alle dort weinten, schrien, die Hunde heulten. Ich habe dies noch heute in meinen Ohren." Wera Bessonowa (*1925), Bezirk Dnjepropetrowsk/Ukraine

„Im Mai 1941 sind bewaffnete deutsche Polizeitruppen in unser Dorf eingefallen. Sie haben uns alle zusammengetrieben, sie achteten nicht auf die bitteren Tränen und das Jammern unserer Mütter. Unser Haufen mußte zu Fuß in das 55 km entfernte Dorf Mikaschewitschi, zum dortigen Eisenbahnpunkt, gehen. Es stellte sich heraus, daß wir von dort aus nach Deutschland geschickt werden sollten." Ewa Welitschko (*1925), Bezirk Minsk/Weißrußland

„Unser Gebiet wurde von den deutschen Truppen Anfang Juli 1941 eingenommen. Im Frühjahr 1942 wurde bekannt gegeben, daß sich Freiwillige zur Arbeit nach Deutschland melden sollten. Meines Erachtens hat man keine Freiwilligen gefunden. Und dann hat man im Herbst 1942 begonnen, die Jugend mit Gewalt zusammenzutreiben. Sie drohten damit, wenn jemand wegliefe, würden sie dessen Familie erschießen. So hat man auch mich mitgenommen." Konstantin Maschljakewitsch (*1921), Bezirk Brest/Weißrußland

„Am 20. Juni 1943 wurde mein Dorf Lunin im Luniner Rayon, Bezirk Pinsk, von den Deutschen umstellt. Alle Bewohner mußten sich versammeln, und es wurden 7 Familien ausgewählt und zum Bahnhof gebracht. Meine Familie und ich wurden auch weggebracht: mein Vater Kondrat Iwanowitsch Gorupa und meine Mutter Matrëna Wasiljewna Gorupa." Vera Rak (*1931), Bezirk Brest/Weißrußland

5.1. Wege in die Lager – Der Transport. Die Masse der vornehmlich minderjährigen „zivilen Zwangsarbeiter" kam aus Osteuropa und wurde gewaltsam ihrer Heimat und ihren Familien entrissen. Nur mit dem, was sie gerade am Leibe hatten, wurden sie in verschlossene Güterwaggons gepfercht und voll Heimweh und Schmerz einer ungewissen Zukunft zugeführt. Die Transporte waren oft wochenlang durch Rußland und Polen unterwegs. Während dieser „Reise" wurden die Gefangenen nur selten mit Lebensmitteln versorgt. An der Grenze zu Polen, in Grajewo, fanden „Entlausungsaktionen" statt. Dann wurden sie nach Deutschland weitergeleitet und an ihre Bestimmungsorte verteilt.

„Auf der Station Goryn wurden wir in Güterwaggons verladen. Die Türen wurden verriegelt, und an der Tür stand ein bewaffneter Soldat. Wir sind nur tagsüber gefahren, nachts standen wir. Hinter Brest wurde dann schneller gefahren, weil dort keine Partisanen mehr waren. In Bia- Zinaida Krawtschuk (*1925) Bezirk Brest/Weißrußland

Oben: „Ukrainerinnen auf dem Weg zum Bahnhof"; aus: Didier: "Europa arbeitet in Deutschland", Berlin 1943.

lystok war ein Aufenthalt, danach ging es nach Grajewo, dort brachte man uns zum Baden. Später wurden wir verteilt, ich kam nach Lübeck."

„Wir mußten uns aufstellen und wurden direkt zum Bahnhof gebracht. Das war im Juni 1942, ich weiß nicht mehr genau, ob ich Sachen mithatte, als wir in Waggons gesteckt wurden. Ich erinnere mich aber, daß unsere Mütter uns Taschen mit Lebensmitteln und Bekleidung in den Waggon hinterher geworfen haben. Es war alles ein Schock! Und als der Zug in voller Fahrt war, wurde mir klar, daß wir in Güterwaggons saßen, die sehr schnell fuhren und von Soldaten mit Maschinengewehren bewacht wurden. Ich weiß nicht, wie viele Tage wir so fuhren, ich glaube, es waren sieben."

Anna Solowëwa (* 1924), Kegitschiwka, Bezirk Charkow/Ukraine

5.2. Lebende Beute auf dem Sklavenmarkt. In Lübeck angekommen, wurden die verschleppten Menschen bereits auf dem Bahnsteig wie auf einem Sklavenmarkt begutachtet und verteilt. Hier entschied sich ihr weiteres Schicksal. Die Arbeitgeber hatten einen Ermessensspielraum, wie genau sie die Bestimmungen auslegen wollten, die das Leben der Zwangsarbeiter/innen reglementierten. Die Lebensumstände der Zwangsarbeiter/innen hingen von der Willkür der Vorgesetzten und der Lagerleitung ab.

Ernest Lion (*1905), Region Paris/Frankreich

„Am nächsten Tag Abfahrt nach Eckhorst. Wir fanden das Lager, einen ehemaligen Schweinestall. Reichliche Verpflegung, für uns von den „Bauer" vorbereitet. … Nach dem Schlaf auf einem Brett im Keller, aber im Trockenen, annehmbares frühstück. *Danach alles nach*

Oben: „Im Sammellager angekommen"; aus: Didier: "Europa arbeitet in Deutschland", Berlin 1943.

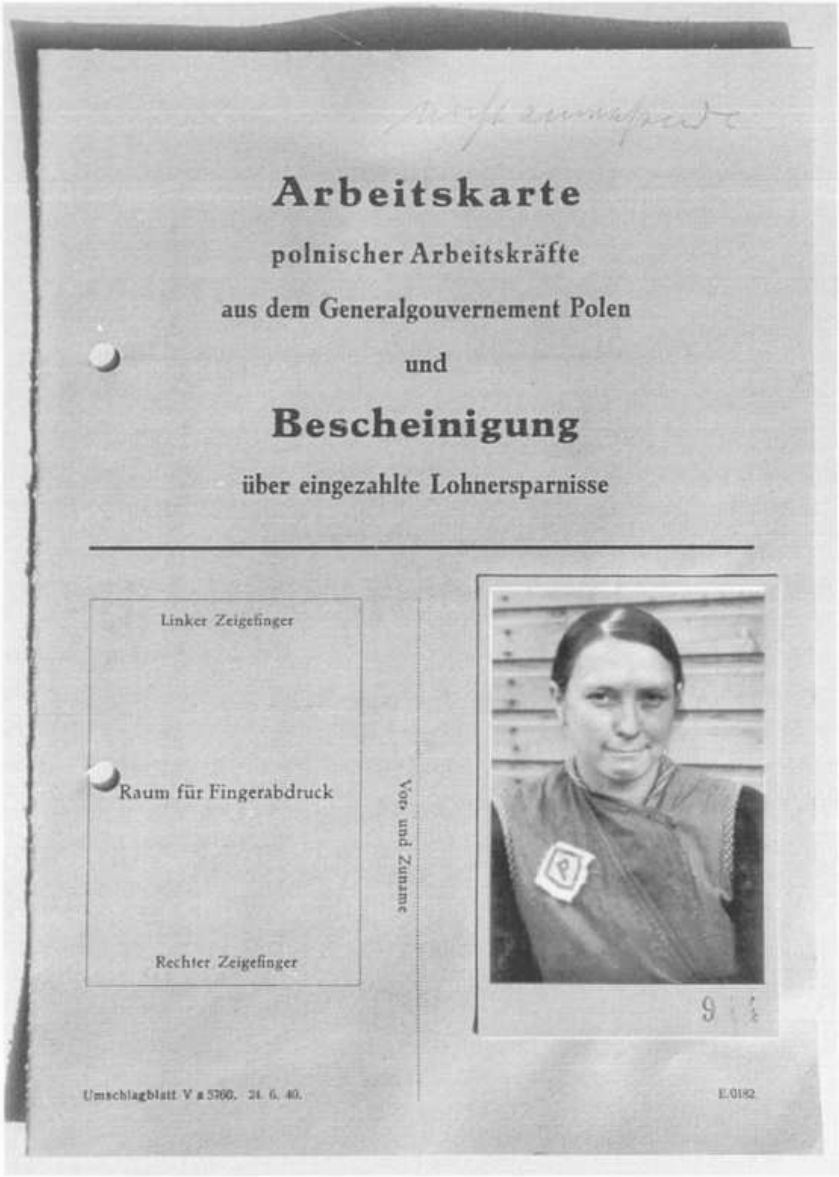
draußen, vor das Lager, die bauers *kommen selbst, um ihre PDG (Kriegsgefangene) auszusuchen. Immer dieselben Fragen:* Wievil Kuhe*? (Die schwarzen Sklaven, die in Amerika ankamen, wurden so ausgesucht.) Jeder Gefangene wird zur Wohnung des Bauern gebracht. Fragen der Damen:* verheirat? Ledig? Kinders? ...." (Die nicht kursiv gedruckten Wörter sind im Originaltext auf Deutsch geschrieben.)

Raisa Kalitina (*1924), Zaporozhe/Ukraine

„In Hamburg wurden die Waggons aufgemacht, und wir mußten in Reih' und Glied antreten. Es kamen 'Käufer', die auf unsere Muskeln, Beine und Arme schauten und sich die Stärksten heraussuchten. Die restlichen wurden nach Lübeck geschickt. Deutsche Polizei hat uns bis Lübeck begleitet."

5.3. Die Arbeitsvermittlung. Das Arbeitsamt war der Dreh- und Angelpunkt, über den die Rüstungskommandos auf der einen und die Betriebsführer auf der anderen Seite ihren Arbeitskräftebedarf regulierten. Ohne die Zuarbeit des Arbeitsamtes wurde auch in Lübeck kein Zwangsarbeiter vermittelt. Häufig versuchten die Unternehmer, die lokalen Behörden zu umgehen. Sie wandten sich direkt an die zuständigen Ausschüsse des Rüstungsministeriums in Berlin. Auf dem Arbeitsmarkt herrschte eine große Fluktuation. Zu Anfang waren viele Ausländer nur vorübergehend beschäftigt. Im Laufe des Krieges wurden nur in Ausnahmefällen Zwangsarbeiter/innen in ihre Heimat entlassen. Spätestens seit Juni 1942 war jeder dritte Erwerbstätige in Lübeck ein Ausländer. In einigen Rüstungsbetrieben lag der Ausländeranteil bei annähernd 90 %.

Arbeitskarte der Polin Aniela Grzybowska; Original: AHL.



Arbeitskarte

polnischer Arbeitskräfte

aus dem Generalgouvernement Polen

und

Bescheinigung

über eingezahlte Lohnersparnisse

Linker Zeigefinger

Raum für Fingerabdruck

Rechter Zeigefinger

Vor- und Zuname

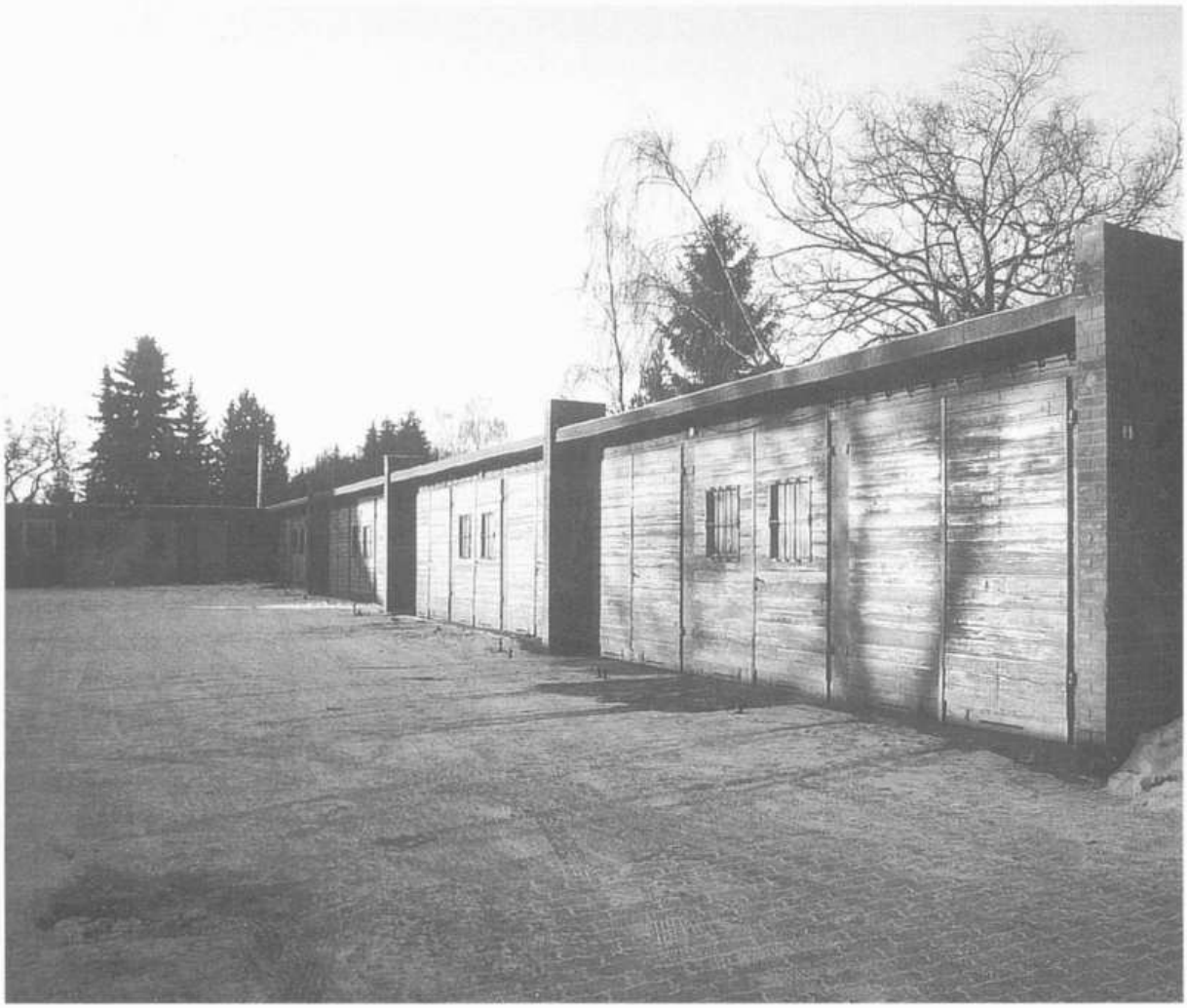
Umschlagblatt V a 5760. 24. 6. 40.

E.0182

Zinaida Krawtschuk (*1925), Bezirk Brest/Weißrußland

„In Lübeck wurde ich in eine Rüstungsfabrik gebracht, wo die Meister uns auf die einzelnen Werkstätten verteilten. Ich wurde für die Werkstatt eingeteilt, in der Einzelteile von Gasmasken hergestellt wurden. Bei dieser Arbeit habe ich zwei Finger der rechten Hand verloren."

6. Alltag und Arbeit – Leben zwischen Hunger, Schmutz und Schinderei. Zunächst kamen für die Unterbringung der ausländischen Arbeitskräfte Lagerhallen, Garagen, Säle, Sporthallen und ganze Schulen in Frage. Viele Westeuropäer, die in kleineren Firmen und Handwerksbetrieben arbeiteten, lebten in Privatunterkünften und Hotels. Der weitaus größte Teil der ausländischen Arbeitskräfte wurde allerdings in den großen Industriebetrieben am Rande der Stadt eingesetzt. Untergebracht wurden sie in der Regel in großen Barackenlagern nahe den Fabriken wie z.B. im Lager „Am Stau" der DWM/MfM, im „Sandberglager" des Hochofenwerkes oder im „Flenderlager." Diese waren eingezäunte, abgelegene Areale, in denen die Insassen unter Bewachung auf engstem Raume zusammengepfercht leben mußten. Die „Ostarbeiter" wurden dabei von den übrigen



Oben: In den Garagen in der Bäckereistraße/ Ecke Eisenstraße, die noch heute fast unverändert sind, lebten seit 1940 französische, später russische Kriegsgefangene des Hochofenwerkes. (Foto: Christine Vogt-Müller).

Ausländern rigoros getrennt. Im Winter 1942 begann um Lübeck herum eine verstärkte Bautätigkeit. Außerhalb der Stadt entstanden die großen „Gemeinschaftslager".

6.1. Lagerleben – Unterbringung und Behandlung. Das Leben in den großen Barackenlagern war ein einziger Kampf gegen Hunger, Kälte und eine bleierne Müdigkeit, ein Leben in Angst und Erniedrigung, der Ausbeutung und der Peinigung, für zahlreiche Opfer bis in den Tod. Allgegenwärtig bohrte die Ungewißheit über den nächsten Tag. In den überfüllten, stickigen Baracken wurden die wenigen Stunden Schlaf von Krankheiten, Ungeziefer und ständigen Fliegeralarmen gestört. Die Unterkünfte waren zugig und meist ungeheizt; Brennmaterial war knapp. Die Gefangenen schliefen in übereinander angeordneten Holzverschlägen auf einem Strohsack. Im Winter mußte eine, meist verlauste, dünne Decke genügen. Die Sanitäranlagen waren katastrophal. Aborte und Kaltwasseranschlüsse, die nur morgens und abends benutzt werden durften, befanden sich in einer Gemeinschaftsbaracke.

„Wir wohnten in einer Baracke, die von Wachmännern bewacht wurde. Morgens um 6 Uhr wurden alle, die älter als 10 Jahre waren, geweckt, wer nicht gleich aufstand, wurde mit einem Stock geschlagen. Danach wurden alle zum Zug gebracht zur Arbeit, die Rüstungsfabrik

Iosif Poznjak (*1932), Bezirk Gomel/Weißrußland

befand sich 8 km von der Stadt entfernt. In der Fabrik gab es häufig Unfälle, und viele Menschen starben. Ich war noch keine 10 Jahre alt, ich habe auf dem Lagergelände geputzt. Sie haben uns wie Tiere behandelt."

Raisa Kalitina (*1924), Tschapajewka, Bezirk Zaporozhe/Ukraine

„Das Lager wurde von Polizei bewacht. Wir wurden ins Lager Brandenbaum gebracht. Hölzerne Baracken mit Stockbetten (2 Etagen), Pritschen, strohgefüllte Kopfkissen und Matratzen. Für 28 Menschen in einem Zimmer gab es eine Toilette, ein Waschbecken, einen eisernen Ofen, der mit Kohlen zu befeuern war. Wir erhielten einen Eimer Kohlen pro Tag. Einige Zeit später kamen wir dann ins Gothmundlager."

Michail Wojteschko (*1926), David-Gorodok/Bezirk Brest/Weißrußland

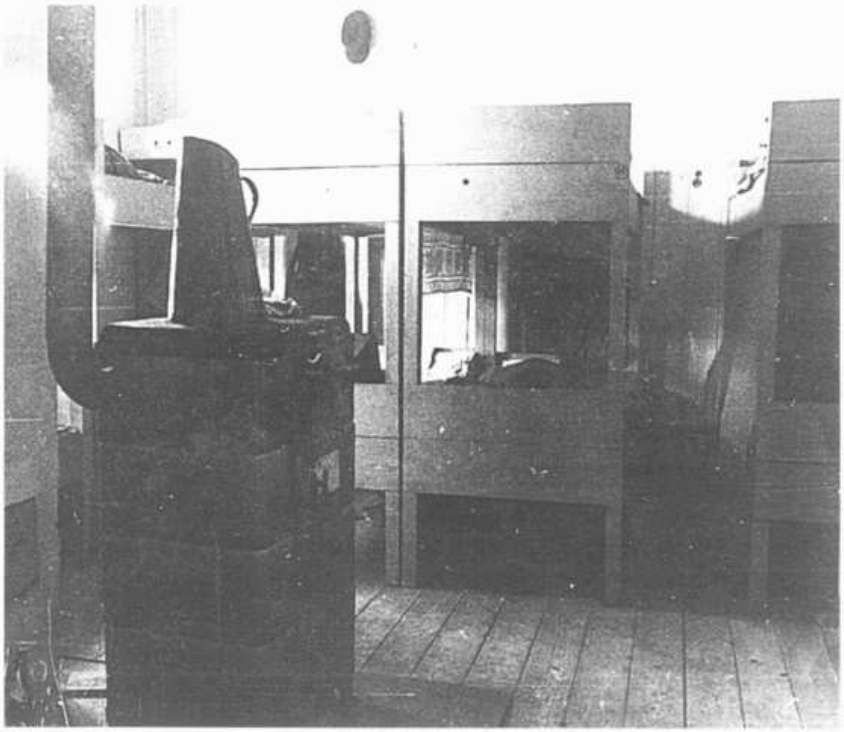
„Wir lebten mit zehn Leuten in einem Haus aus Stein. Dieses Haus wurde mit einem Schloß verriegelt, gleich wenn wir von der Arbeit kamen. Drinnen hatten wir einen Kübel für unsere Notdurft. Morgens, wenn der Dienstherr uns abholte, haben wir den Kübel draußen ausgeleert, und sind dann mit dem Dienstherrn zur Arbeit gegangen, dort haben wir dann auch etwas zu essen bekommen."

Anna Dubownik (*1922), Zaporozhe/Ukraine

„Wir haben in einem Lager gelebt, hinter Stacheldraht, direkt neben der Fabrik, in der wir arbeiteten. Hin und zurück von der Arbeit wurden wir in Kolonnen geführt. Ich trug einen Aufnäher „Ost" und „Nr. 33". Es gab keinerlei Vorfälle auf der Arbeit. Wir haben unsere Arbeit ohne Widerspruch ausgeführt."

Wera Bessonowa (*1925), Zaporozhe/Ukraine

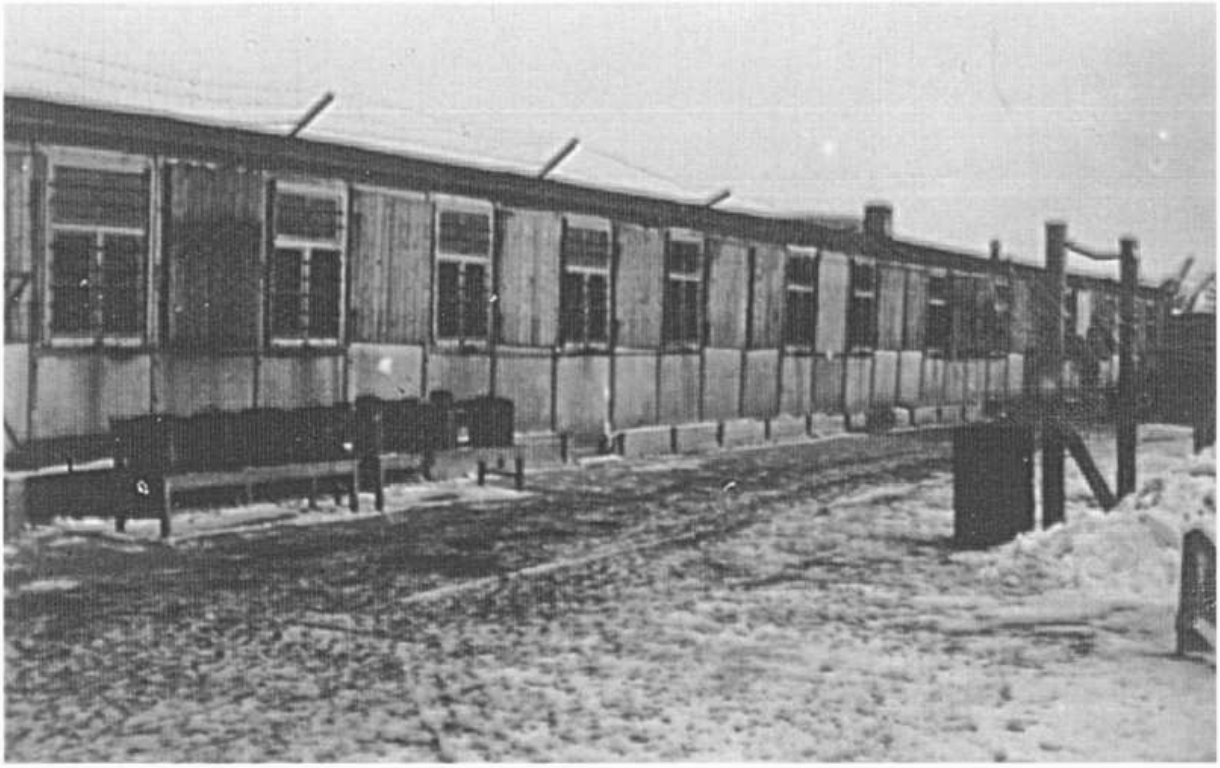
„Ich lebte im Lager in einer Baracke. Ein Zimmer für 20 Leute. Zweistöckige Pritschen. Aufstehen um 6 Uhr. Das Geschrei der Wachmänner und das Geheule der Hunde. Gruppen zu 6 Leuten. Keine warme Kleidung. Im Herbst erhielten wir Kittelkleider ohne Gürtel, Holzschuhe. Keine Strümpfe, ich hatte nichts Wärmendes. Wir legten uns unsere Decken um, um zur Arbeit zu gehen. Das Lager war von einem



Oben: Auch eine Unterbringungsmöglichkeit: Die Schwanen-Pinselfabrik Goldbohm in Stockelsdorf brachte ihre ukrainischen Zwangsarbeiterinnen im Magazinraum des Werkes unter; Original: Privatbesitz.

Links: Lager Finkenberg, übersandt von der weißrussischen ehemaligen Zwangsarbeiterin Nadezhda Fedkina aus Pinsk; „Drägerwerk-Werksphoto".

Linke Seite oben: Gruppe von Ukrainerinnen im Steinlager Brandenbaum (eingesandt von Antonina Welitschko (*1925) aus dem Bezirk Minsk/Weißrußland).



Oben: Baracke des Lubeca-Lagers am Glashüttenweg; Original: AHL.

Elektrozaun umgeben. An jeder Ecke des Lagers stand ein Wachturm mit einem Wachmann und einem Schäferhund. Für die kleinste Verfehlung wurden wir mit einer Peitsche geschlagen, mußten in den Karzer, wurden erniedrigt."

Warwara Pilipenko (*1925), Bezirk Zaporozhe/Ukraine

„*Die Baracken waren dünnwandige Holzverschläge. Man konnte durch die Ritzen sehen, wer draußen vorbeiging. (…) Es standen 32 Baracken im Lager, und es lebten, soweit ich das beurteilen kann, (…) 4000 Menschen im Lager, hiervon ca. 1000 Polen (…) Das Lager wurde Tag und Nacht bewacht. (…) Im Zimmer waren wir zu sechst, in der Baracke zu 20.*" (Gothmundlager/DWM)

Ernest Lion (*1905) Region Paris/Frankreich

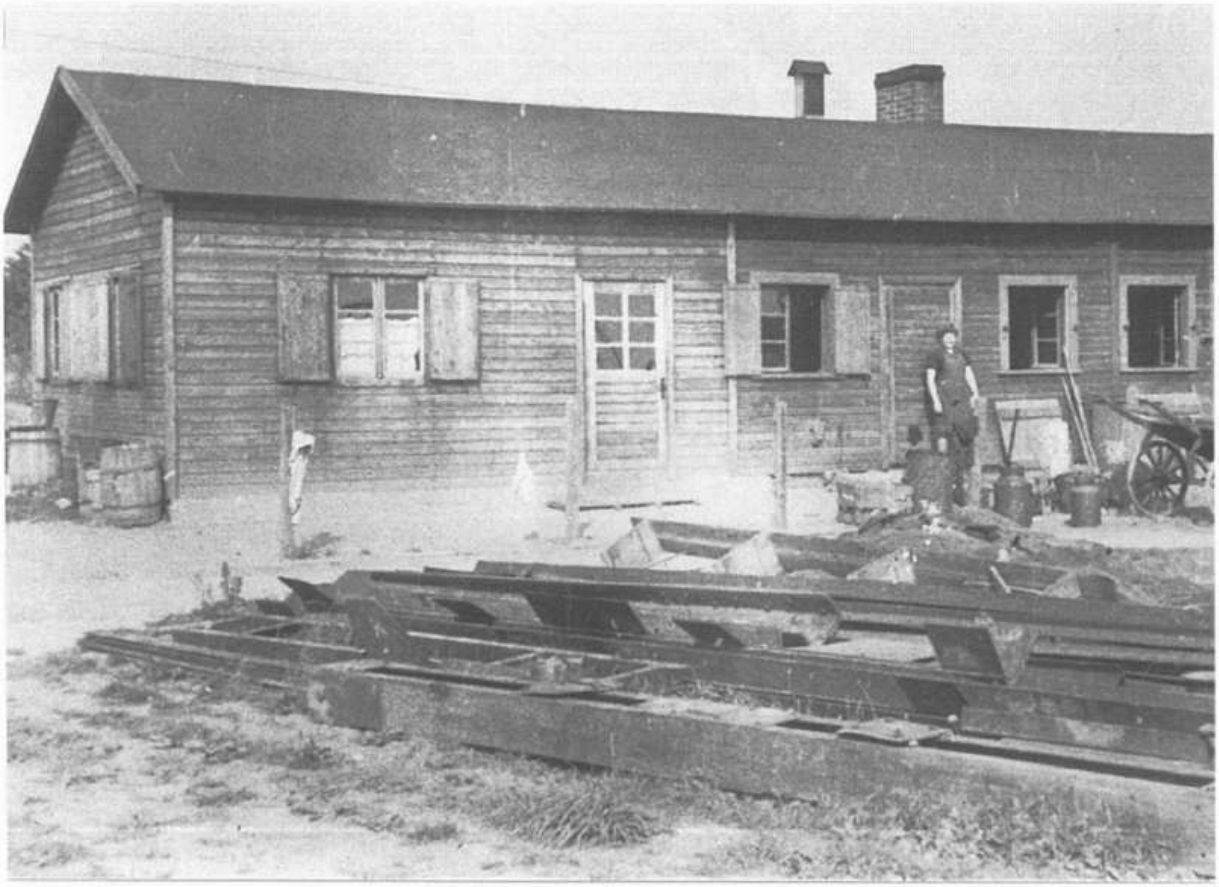
„*3 Lager: Die Franzosen und die Belgier, eventuell einige wenige Engländer, waren in angenehmen festen Häusern untergebracht, sehr wahrscheinlich für die Hitlerjugend gebaut. Betten in 2 Etagen, mittelmäßige Strohsäcke. Hygienische Einrichtungen annehmbar.*

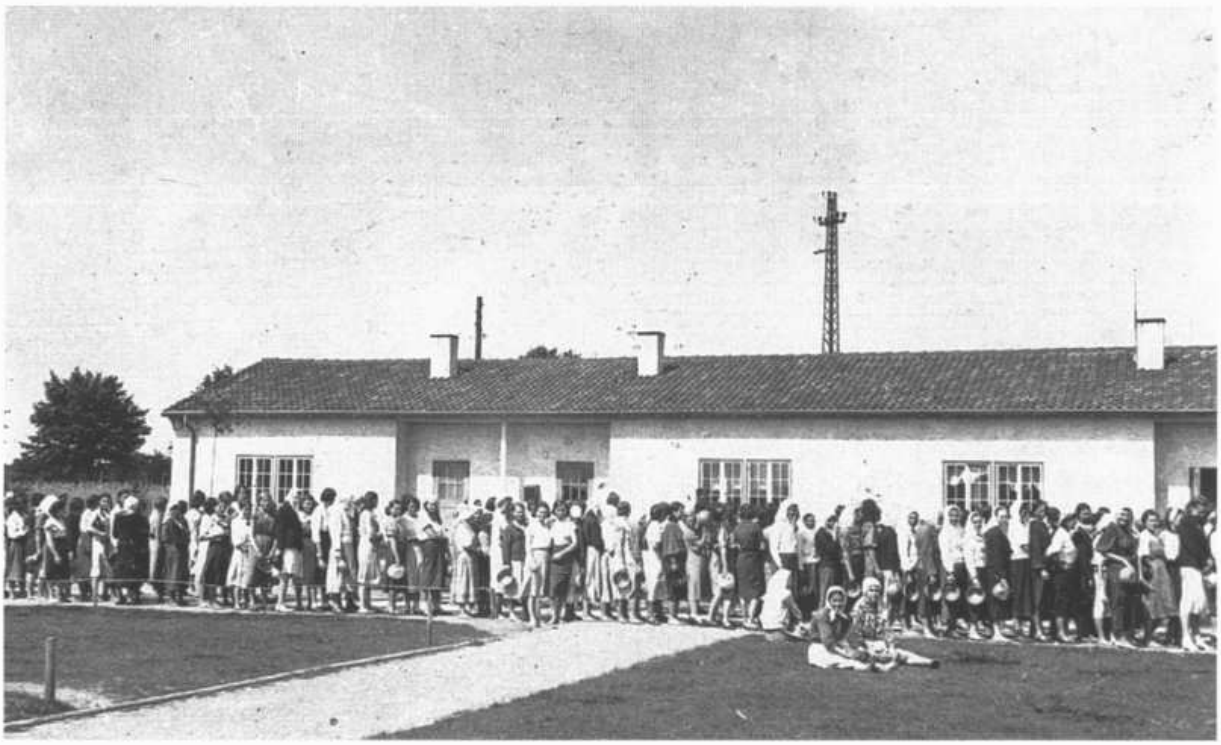
– zweites Lager, die Polinnen, in Baracken, auf einem ziemlich ausgedehnten Gelände, von unserem getrennt durch ziemlich schlaffen Stacheldraht … der, wie es schien, sozusagen nähere Verbindungen zwischen den dortigen Kostgängerinnen und den Franzosen erlaubte. (Um die Verhaltensweisen zu verstehen, siehe Boccaccio, Decamerone, 7. Tag).

drittes Lager: Die Ukrainerinnen. Weiter von unserem entfernt (einige hundert Meter). Es verdient eine etwas ausführlichere Beschreibung. Ausgedehntes Gelände, ungefähr quadratisch mit 100 m Seitenlänge. In der Mitte Baracken, ziemlich weit weg von der Umzäunung, 15 oder 20m. Besonderheit: In der Nähe der Umzäunung befanden sich Pfähle von 4 oder 5 m Höhe, verbunden durch Drähte, die sich fast an der Spitze befanden. Auf den Drähten Ringe. An den Ringen lange und leichte Ketten, am Ende der Ketten mit einem „ausreichenden Auslauf am Bo-

Rechte Seite oben: Ukrainische Zwangsarbeiterinnen vor ihrer Baracke im Lager Eichholz/Lübeck-Brandenbaum; eingesandt von Ludmilla Pirjatinskaja (*1923) aus Dnjepropetrowsk und von Marija Guseva (* 1923) aus Dnjepropetrowsk/ Ukraine

Rechte Seite unten: „Ostarbeiterbaracke" der Maschinenfabrik Alfred Hagelstein, Travemünde (Hatra); Original: Geschichtswerkstatt Herrenwyk.





Oben: Ukrainerinnen bei der Essenausgabe im Lager Brandenbaum; eingesandt von Anna Kirilowitsch aus dem Bezirk Brest/Weißrußland.

*den", zahlreiche Hunde „*bissiger*" und grausam. Sich zu weit von den Baracken zu entfernen, hieß von diesen Tieren gebissen zu werden. Mit großem Erstaunen haben wir in diesem „*no man's land*" … einige kleine Kinder gesehen."*

„(…) Es wurde eine große, neue Baracke (…) auf dem Werksgelände auf dem Baggersand aufgestellt, (…) mit Maschendrahtzaun eingezäunt, er war ca. 2,50 Meter oder 3 Meter hoch. (…) Dem Holzbau war ein Steinbau als Küchentrakt angeschlossen.(…) Es gab einen Aufenthaltsraum, Schlafräume und einen Waschraum mit einfachen Waschrinnen aus verzinktem Blech und auch Duschen.

Die 'Ostarbeiter' schliefen in zwei, teilweise drei Etagen übereinander. (…) Jeder hatte einen Kleiderschrank, Strohsack und eine einfache Decke. Die Baracke wurde durch die zentrale Werksheizung beheizt."

Friedrich Wilhelm Christophel (*1919), Travemünde.

6.2. Ernährung und Bekleidung. Für die Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion war die Ernährung völlig unzureichend. Obwohl sie Schwerstarbeit leisteten, erhielten sie selten mehr als eine Wassersuppe und einen Kanten Brot. Der einzige Luxus: Machorka-Tabak. Die französischen Kriegsgefangenen erhielten Hilfslieferungen vom Internationalen Roten Kreuz. Polen und „Ostarbeiter" waren auf Päckchen aus der Heimat angewiesen. Ein heimlich an den Arbeitsplatz gelegtes Brot des deutschen Kollegen linderte den größten Hunger. Für viele gehörte Mundraub zum Überlebenskampf. Wurde man erwischt, bedeutete das die Einweisung in ein KZ, für Polen und Russen das Ende am Galgen. Nur die privat untergebrachten Zivilarbeiter aus Westeuropa konnten sich mit eigenen Lebensmittelkarten ausreichend versorgen. Der Winter war wegen ungenügender Kleidung besonders hart. Bei ihrer Ergreifung in den Heimatländern konnten die meisten kaum das Nötigste zusammenraffen. Sie gingen teilweise ohne Schuhe und nur mit dünnem Hemd bekleidet.

Die Betriebe versorgten sie völlig unzureichend. Lebenslange gesundheitliche Schäden waren die Folge.

„Mich und drei andere junge Mädchen kommandierte man in die Lagerküche ab. In der Küche befanden sich zwei 500-Liter Kessel, einer für Tee, einer für Suppe. In den Kessel für Suppe haben wir zwei Eimer Kartoffeln geworfen, Steckrüben oder Kohl. Wir bekamen 250 g Brot pro Tag und 25 g Margarine." (Lager Lutherschule)

Marija Wabischtschewitsch (*1928), Rubel, Bezirk Brest/Weißrußland

„Um 9 Uhr morgens erhielten wir 300 g Brot. Um 12 Uhr gab es Mittag, eine Kelle Steckrübensuppe. Das war alles. Manchmal auf Bitten eines Bauern wurden wir sonntags zum Kartoffelausgraben gebracht. Dafür hat er uns zu Essen gegeben und uns einige Kartoffeln in die Taschen gesteckt. Kleidung haben wir nicht erhalten, wir trugen unsere eigenen Lumpen." (Brandenbaum)

Iosif Poznjak (*1926), Bezirk Gomel/Weißrußland

„Es gab ständig eine Suppe aus Klettenblättern, es schwammen auch ein paar Graupen darin. Eine Tasse Gerstenkaffee, damit uns der Magen nicht kaputtging. Samstags erhielten wir ein kleines Brot (300g), das zur Hälfte aus Sägemehl bestand, und zwei Stücke braunen Zucker für die ganze Woche. Wir haben das Brot und den Zucker immer sofort gegessen, weil wir so hungrig waren."

Wera Bessonowa (*1925), Zaporozhe/Ukraine (MfM)

„Wir lebten dort vom 1. August 1942 bis zum 2. Mai 1945. Wir hatten im Zimmer einen 8 l-Kessel für Kaffee. Jeden Morgen lief eine von uns durch die Zimmer, um Kaffee zu verteilen, natürlich keinen richtigen Kaffee, sondern irgendeinen Ersatz. Zweimal in der Woche haben wir einen Laib Brot bekommen. Montags und donnerstags. Zuerst haben wir uns das Brot noch eingeteilt, damit wir jeden Tag etwas haben, aber dann haben wir immer alles auf einmal aufgegessen, weil wir uns nicht mehr zusammenreißen konnten. Das Brot bestand zur Hälfte aus Sägespänen. […] *Wir waren alle sehr abgemagert und sahen aus wie Skelette. So ging es 32 Monate. In der ersten Zeit haben wir unsere eigenen Sachen getragen, später haben Deutsche ihre Kleidung in die Lager gebracht, so eine Art 'humanitäre Hilfe'. Wir bekamen einmal einen Anzug, der war so fürchterlich, daß niemand ihn anziehen mochte. Schuhe konnte uns natürlich niemand geben, so haben wir dann die Holzschuhe getragen, die man uns gegeben hat. Das waren so Latschen mit Holzsohle."*

Anna Solowëwa (*1924), Kegitschiwka/Ukraine (MfM)

„Im Küchentrakt standen zwei Waschkessel, wie man sie früher zum Wäschekochen benutzte. Darin wurde für die Ostarbeiter gekocht. Es gab häufig Fischsuppe, Kartoffeln, Steckrüben, Rüben, Kohl, 'Schnuten und Poten' (Schweineschnauze und Pfoten), Lunge. (…) *Alfred Hagelstein hatte im Ort und in der Umgebung seine Beziehungen und natürlich auch zu den Fischern, Schlachtern und Bauern. … So gingen die Rationen auch für die Ostarbeiter über die Lebensmittelzuteilung hinaus. Außerdem gab es Brot, manchmal Margarine und Sirup.* (…) *Manchmal gab es Sonderrationen vom Versorgungsamt. Das war dann leicht angeschimmeltes Brot. Oder Harzkäse, den mußte man auseinanderpflücken, wegen der Maden."*

Friedrich Wilhelm Christophel (*1919), Travemünde

6.3. Gesundheit und Hygiene. Nach ihrer Ankunft in Lübeck wurden alle Ausländer „entlaust". Die größeren Betriebe hatten dazu eigene provisorische „Entlausungsanstalten" eingerichtet. Aber dieser Aufgabe konnte

Linke Seite: Marija Saec aus Zhitomir/Ukraine und ihre jüngere Schwester Jekatarina in Lübeck am 10.01.1943.

Links: Foto übersandt von Anna Krelman aus Kiew/Ukraine: „Auf diesem Bild sind die Mädchen, mit denen ich 1943 bei Dräger an der Presse gearbeitet habe und unser Meister Herr Todell."

Unten: Auszug aus einem Bericht des Gewerbeamtes Lübeck; Original: Landesarchiv Schleswig.

REGIERUNG SCHLESWIG
26. 2. 1944
1 Anl.

30

Gewerbeaufsichtsamt
Lübeck
Zeichen VI 2 sp. Dr.Ba-Sg/Sk.

Lübeck, den 25. Februar 1944.
Parade 1 k. (Schloß Rantzau)
Fernruf 204 55/56

Betrifft: Lagerverordnung vom 14.7.1943 (RGBl.I S.388).
Zur Verfügung - I H IV,12-30a. - vom 12.2.1944.
Berichterstatter: Oberregierungsgewerberat Dr. Banik.
Mitberichterstatter: Gewerbeoberkontrolleur Seegen.

Von den Beamten und dem technischen Angestellten des Gewerbeaufsichtsamts Lübeck sind in den letzten Monaten zahlreiche Besichtigungen von Arbeiterwohnlagern vorgenommen worden. Der Zustand der Lager war wechselnd. Bei der Überprüfung der Wohn- und Waschräume sowie der Aborte ergab sich wiederholt leider mehr oder weniger große Unsauberkeit. In mehreren Lagern waren ausreichende Waschgelegenheiten nicht vorhanden. Nur in Einzelfällen wurden Brauseanlagen für eine gründliche Körpersäuberung angetroffen. In einer größeren Anzahl von Arbeiterwohnlagern fehlen Einrichtungen, in welchen die Kleidungsstücke, Wertgegenstände, Lebensmittel und dergl. ordnungsmäßig aufbewahrt werden können. Die Abstellung der festgestellten Mängel wurde, soweit es die Kriegsverhältnisse gestatten, unverzüglich veranlaßt. Insbesondere wurde auf die Bekämpfung der Ungezieferplage zur Verhinderung von ansteckenden Krankheiten bei den Besichtigungen Rücksicht genommen. Fleckfieberfälle sind, soweit in Erfahrung gebracht werden konnte, nirgends in letzter Zeit vorgekommen.

nie genügend Rechnung getragen werden. Da die Waschgelegenheiten in den Lagern meist in katastrophalem Zustand und nicht ausreichend vorhanden waren, litten viele der ausländischen Arbeitskräfte an Krankheiten. Auch Toiletten und Latrinen waren oft in einem schrecklichen Zustand. Eine nennenswerte Krankenversorgung fand nicht statt. Für eine gewisse notärztliche Versorgung befand sich meist ein Sanitäter oder Arzt unter den Gefangenen, und nur bei existentiellen medizinischen Problemen war eine Krankenhausbehandlung vorgesehen.

Anastasia Gawrilenko (*1927), Tscherwonogrigorowka/Ukraine

„Einmal die Woche wurden wir zum Waschen in den großen Waschraum getrieben. Wir Mädchen konnten auch Binden bekommen. Es gab eine Krankenstation im Lager, aber wir haben sie nicht in Anspruch genommen." (BLM)

Stepan Melnikowitsch (*1926), Bezirk Brest/Weißrußland

„Es gab sehr starken Läusebefall. Wir bekämpften die Läuse so: Jeden Sonntag kochten wir unsere Leibwäsche in Kesseln aus. In diesen Kesseln haben wir zusammen mit der Wäsche auch Kartoffeln gekocht, die wir uns illegal beschafft hatten. Die Bewacher haben das dann mitbekommen und überprüften uns. Wenn sie jemanden mit Kartoffeln erwischten, haben sie ihn halbtot geschlagen."

Aleksandra Scherschunowitsch (*1925), Bezirk Brest/Weißrußland

„[…] *Ich war in vier Lagern, und in keinem habe ich eine Krankenstation gesehen. Krankwerden war uns nicht erlaubt. Es gab keinen Frisör. Wir konnten uns nicht einmal die Zähne putzen. Wir haben es eben mit Salz versucht. Es gab keine Waschräume, keine Wäsche."* (u.a. Lager Brandenbaum)

Antonina Welitschko (*1925), Bezirk Minsk/Weißrußland

„Medizinische Versorgung gab es nicht. Nur wenn jemand am Arbeitsplatz umfiel, wirklich erst dann, wurde er ins Krankenhaus gebracht. Die Verhältnisse waren äußerst unhygienisch. Unter Bewachung wurden wir zum Baden gebracht. Es wurde eine Desinfektion durchge-

Linke Seite: Ukrainerinnen vor der Wohnbaracke von Carl Thiel & Söhne; eingesandt von Ljuba Dzjana (*1925) aus dem Bezirk Chmelnickij/ Ukraine.

Links: Den Männern wurden aus Angst vor Kopfläusen die Schädel kahl geschoren. Foto: Anatolij Zhuk (*1924) aus dem Bezirk Dnjepropetrowsk/Ukraine.

führt. Man hat meinen Kopf mit so einem ekelhaften Zeug beschmiert, daß ich bis heute keine Haare mehr habe."

Wera Bessonowa (*1925), Zaporozhe/Ukraine

„Wir hatten eine Krankenstation. Wenn das Fieber nicht mindestens 37,5°C war, mußten wir zur Arbeit. Für uns Mädchen war es besonders schwer, unter diesen unhygienischen Umständen zu leben." (MfM)

(Auszug aus einem Bericht des Hochofenwerkes; Original: Geschichtswerkstatt Herrenwyk)

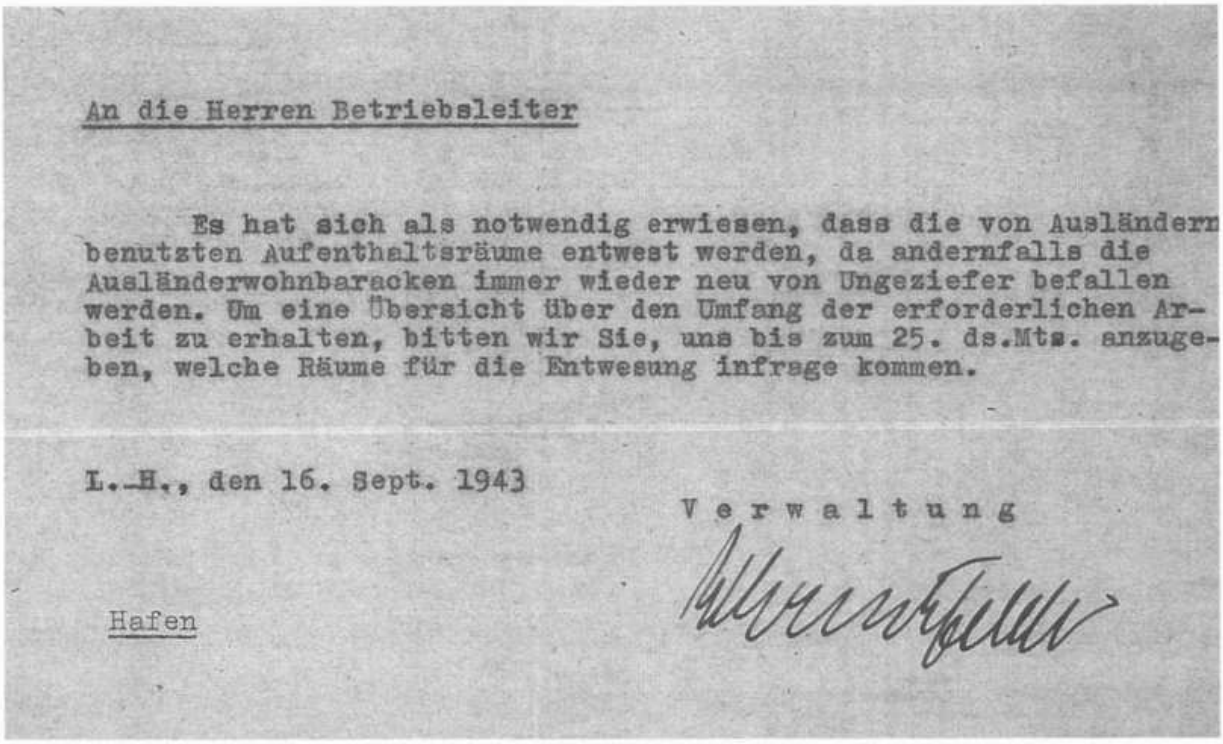
„Die ausländischen Arbeitskräfte leiden sehr stark an Furunkulose, eine Folge der großen Unsauberkeit (mangelnde Wäsche). Auch werden die Ausländer von den Wachkommandos nicht genügend zur Benutzung der Badeeinrichtung angehalten. Es ist auch vorgekommen, daß die für die Ausländer vorgesehene Badeeinrichtung von dem GM Brügmann (Kokerei) für sich beschlagnahmt worden ist (Mitteilung von Herrn Dr. Groth). Wachkommandos und der Sanitäter sind erneut darauf hingewiesen worden, daß den Ausländern reichliche Gelegenheit zur Reinhaltung gegeben wird."

Friedrich Wilhelm Christophel (*1919), Travemünde.

„Für ganz Travemünde gab es einen Arzt, Dr. Schröder, und den Sanitäter Herrn Missfeld. Er war vom Roten Kreuz. Missfeld kümmerte sich um alle gesundheitlichen Probleme der 'Ostarbeiter'. (…) Als krank galt, wer Fieber hatte. Erkältungen waren kein Grund, nicht zu arbeiten. Bei Zahnproblemen haben sich die Ukrainer selbst geholfen. Ich erinnere mich an selbstgefertigte Brücken und Plomben aus Bronze."

6.4. Schwangerschaften. Hunderte von Russinnen und Polinnen wurden in Lübecker Lagern schwanger. Ab Jahreswende 1942/43 wurden sie nicht mehr in die Heimat entlassen. 355 Geburten ausländischer Kinder sind beim Standesamt registriert. Wo blieben diese Neugeborenen? Das fragte die englische Militärregierung die Betriebsleiter im Mai 1945. Sie brachte ans Licht, daß die MfM im Steinlager Brandenbaum eine Entbindungsanstalt errichtet hatte. Dort wurden von Juli 1943 bis Kriegsende 287 Kinder ausländischer Zwangsarbeiterinnen geboren. Eine ausrei-

Unten: Rundschreiben des Hochofenwerkes; Original: Geschichtswerkstatt Herrenwyk.



An die Herren Betriebsleiter

Es hat sich als notwendig erwiesen, dass die von Ausländern benutzten Aufenthaltsräume entwest werden, da andernfalls die Ausländerwohnbaracken immer wieder neu von Ungeziefer befallen werden. Um eine Übersicht über den Umfang der erforderlichen Arbeit zu erhalten, bitten wir Sie, uns bis zum 25. ds.Mts. anzugeben, welche Räume für die Entwesung infrage kommen.

L.-H., den 16. Sept. 1943

Verwaltung

Hafen

chende Versorgung der Säuglinge war zu keiner Zeit gewährleistet. In der zweiten Kriegshälfte verblieben alle Kinder in einer von der DWM eingerichteten „Ausländerpflegestätte", einer Einrichtung, die auf ministeriale Weisung reichsweit ab 1943 eingerichtet worden war. Wie viele Beispiele aus Niedersachsen zeigen, siechten die Säuglinge dort einfach dahin. Die zahlreichen registrierten Todesfälle von Kleinstkindern auf Grund allgemeiner Lebensschwäche oder Eßstörungen unterstützen diese Vermutung. Anfragen von Müttern aus der Nachkriegszeit nach dem Verbleib ihrer Kinder blieben häufig unbeantwortet.

Friedrich Wilhelm Christophel (*1919), Travemünde

„Vier oder fünf Frauen waren unter den 'Ostarbeitern'. Sie waren in einem Raum des Verwaltungsgebäudes untergebracht. Eine Ukrainerin bekam ein Kind, wo sie entbunden hat, ist unbekannt. (…) *Frau Hagelstein kümmerte sich um die Frau."*

7. Waffen schmieden für den Krieg – Arbeit in der Lübecker Rüstungsindustrie. Ausländische Arbeitskräfte wurden in allen Bereichen der Lübecker Wirtschaft eingesetzt. Im Verlauf des Krieges beschäftigte jeder noch produzierende Betrieb Zwangsarbeiter/innen. Spätestens seit Juni 1942 war jede dritte Arbeitskraft in Lübeck ein Ausländer. Die großen Industriebetriebe machten dabei allerdings den Löwenanteil aus. Allein die DWM/MfM in Schlutup beschäftigte etwa die Hälfte aller ausländischen Zwangsarbeiter/innen. BLM und Dornier am Glashüttenweg, Dräger, Flender, die LMG, Lubeca und das Hochofenwerk waren weitere bedeutende Rüstungsbetriebe mit jeweils mehr als 1.000 ausländischen Beschäftigten. Nur wenig ist bekannt über die Arbeit von Zwangsarbeiter/innen in Travemünde, bei der Maschinenfabrik Hagelstein, der Schlichting-Werft, der Erprobungsstelle der Luftwaffe auf dem Priwall und der Lufthansa.

Viele Lübecker Betriebe erlebten auf Grund der steil wachsenden Rüstungsaufträge einen bedeutenden Aufschwung und machten reiche Gewinne. Fast alle Firmen vollzogen große technische und wirtschaftliche Entwicklungen. Dies war der Grundstein für ein rasches Erstarken der Wirtschaft nach dem Kriege. Einen bedeutenden Anteil daran hatten die zahlreichen „billigen" ausländischen Arbeitskräfte.

7.1. Einsatzgebiete. Zwangsarbeit wurde aber auch bei der Reichsbahn, im Hafen, bei der Luftwaffenerprobungsstelle auf dem Priwall und in städtischen Betrieben, wie dem Bauschädenamt oder den Stadtwerken, sowie in größeren Haushalten und Handwerksbetrieben geleistet. Außerdem beschäftigten die meisten Bauern in der Umgebung Lübecks Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter.

In den Lagern Kleiststraße, Bülowstraße und Heinrich-Schule waren mehr als 300 polnische Kriegsgefangene untergebracht, die für das Bauschädenamt arbeiteten. Weitere 300 russische Arbeitskräfte lebten in der Lutherschule. Sie waren vornehmlich mit Räumarbeiten nach Bombenangriffen beschäftigt. Die Abteilung Stadtreinigung der Bauverwaltung setzte „Ostarbeiter" bei der Müllabfuhr und für den Abtransport von Leichen ein. Auch die Stadtwerke hatten eigene Baracken auf ihrem Gelände bei der Gasanstalt am Geniner Ufer und beim Straßenbahndepot an der Finkenstraße eingerichtet. Ausländische Arbeitskräfte

Bauschädenamt Lübeck
Ostarbeiterlager Moislinger Allee 74
Lager-Ausweis Nr. 662.
Name: Klapka Sergej
geb. am 19. 2. 19. in Chortiza.
Beruf Arbeiter
Beschäftigt bei der Firma Th. Vogt.
Ausgestellt am: 26. 12. 44.
Gemeinschaftslager
Luther-Schule
Stempel
Lagerführer
E/0736
LÜBECK, Moislinger Allee 74

arbeiteten im Bausektor für die Heimstätten Gesellschaft Schleswig-Holstein sowie für den Gesamthafenbetrieb und die Lübecker Hafengesellschaft, die am Konstinplatz ein größeres eigenes Lager unterhielten, in dem Russen und später auch Italiener untergebracht waren.

Deutscher Arbeiter (*1926), beschäftigt im Hochofenwerk Lübeck

„Wir hatten Franzosen bei uns in der Werkstatt. Nachher hatten wir auch Russen und Russenmädchen. Wir hatten damals diese Hochofentrecker, mit den Batterien, die diese Züge gezogen haben, die Kipploren, die das Erz vom Platz gefahren haben und Schrott usw. Das waren diese großen Elektroschlepper und die Wartung dafür, das haben auch die Russenmädchen gemacht. Batterien saubergemacht und Wasser nachgefüllt."

Helga Switala (*1926), heute Süddeutschland

„Die Arbeiter aus den großen Lagern kamen morgens mit einem langen Werkzug in die Fabrik. Bei den Transporten waren sogar Kinder dazwischen, die den ganzen Tag mitarbeiten mußten. Ich hatte ein kleines Mädchen in meiner Arbeitsgruppe, die erst 6 Jahre alt war. Wir mußten auf solche Holzbretter Hülsenteile setzen, die wir anschließend zu einer Maschine bringen mußten, wo sie mit Pulver gefüllt wurden." (DWM)

Friedrich Wilhelm Christophel (*1919), Travemünde

„Ich habe sie [die Zwangsarbeiter] *angelernt. Sie haben alle Arbeiten gemacht wie Elektroschweißen, Schlosserarbeiten, sie haben an der Bohrmaschine gearbeitet, an den Drehbänken, als Anreißer, d.h. sie haben die Konstruktionszeichnungen auf die Werkstücke aus Stahl übertragen."*

7.2. Zwangsarbeit in der Waffenfabrikation. In den Rüstungsbetrieben wurden die Zwangsarbeiter/innen zur Produktion von U-Booten, Torpedos, Maschinengewehren, Bomben, Sprengstoff und Munition eingesetzt. Be-

Linke Seite: Lagerausweis des Lagers Lutherschule des Bauschädenamtes; Original: Privatbesitz.

Links: Gruppe von Zwangsarbeitern bei Räumarbeiten in der Marlesgrube am 28.3.1942;
(Original: LN-Fotoarchiv.

Unten: „Ostarbeiterinnen", die im Straßenbahndepot der Stadtwerke beschäftigt waren; Original: Privatbesitz.

sonders belastend war es für sie, daß sie die Waffen produzierten, mit denen ihre Mütter, Väter, Schwestern und Brüder getötet werden sollten.

Ausländische Arbeitskräfte wurden wesentlich stärker belastet als deutsche. Viele Arbeitgeber beschwerten sich trotzdem über ihre angeblich unzureichenden Arbeitsleistungen: sie seien „allzu faul, frech und arbeitsunwillig". Im Verlaufe des Krieges wurden immer größere Anforderungen an die Zwangsarbeiter/innen gestellt. Sie mußten 60, teilweise sogar 72 Stunden wöchentlich arbeiten. Um ihren Arbeitsplatz bis 6.00 Uhr zu erreichen, standen sie bereits um 4.00 Uhr auf. Diese langen Arbeitstage wurden nur von einer kurzen Mittagspause unterbrochen.

Während „Ostarbeiter/innen" keinen Urlaub bekamen, wurde Arbeitskräften aus Polen und Westeuropäern gelegentlich Urlaub gewährt. Mit der wachsenden Bedeutung jeder Arbeitskraft verbesserten sich ab 1943 die Versorgungsbedingungen der Zwangsarbeiter/innen. Da man keine weiteren Arbeitskräfte mehr ausheben konnte, versuchte man die Arbeitsleistungen zu steigern, indem man Belohnungen vergab, bessere Essensrationen austeilte und für „Ostarbeiter" sogar Ausgang am Sonntag gewährte.

Linke Seite oben: Lager „Konstinkai" in der unmittelbaren Nachkriegszeit. (aus: Lübeck 1945).

Linke Seite unten: Flender-Werft: Bauhallen der Einmann-U-Boote, „Einsatz-Biber", 40er Jahre; Original: Geschichtswerkstatt Herrenwyk.

„Für mich waren die zwei Jahre Gefangenschaft ziemlich hart, weil man viel arbeiten mußte und die Verpflegung unzureichend war. Ich arbeitete in einer Munitionsfabrik. Die DWM in Schlutup, ca. 5 – 6 km vom Lager Eichholz. Meine Arbeit war äußerst beschwerlich; ich mußte mit einem Schubkarren und eigener Kraft dauernd Munition von einer Abteilung zur anderen transportieren. Während der 12 Stunden Arbeit gab es nur eine halbe Stunde Pause. Jeden zweiten Sonntag hatten wir frei."

Arturo Peruzzi (*1922), Verona/Italien

„Ich arbeitete dann als Handlanger in einer Fabrik. An jener Werkbank wurden Töpfe in 75 cm hohe Zylinder verwandelt. Man mußte das glitschige, eingeölte Werkstück mit der Hand in eine Form legen. War es dann an seinem Platz, wurde die Stanze von einer Ukrainerin ausgelöst, dann veränderte das Werkstück seine Form und fiel in eine Grube. Diese Arbeit war gefährlich, denn die Ukrainerin war durch die 12stündige Arbeit abgestumpft und schaute den Arbeiter gar nicht mehr an. Man riskierte ständig, sich dabei die Finger abzuschneiden. Welch banaler Unfall, man wäre dann durch jemanden ersetzt worden, der seine Finger noch hatte." (DWM, Schlutup)

Ernest Lion (*1905), Region Paris/Frankreich

„Wir wurden mit der Bahn zur Arbeit gebracht. Die Erwachsenen arbeiteten ungefähr von 7.00 Uhr bis 17.00 Uhr. Wir Kinder zwei Stunden weniger. Mein Vater arbeitete in einer Fabrik für Schießpulver, und ich überprüfte Geschoßkugeln. Urlaub hatten wir nicht. Sonntags war frei. Wir hatten keine Möglichkeit nach Hause zu schreiben. In der Freizeit konnten wir richtige Kinder sein, wir spielten in der Baracke. Niemand hat irgendwann irgend etwas für seine Arbeit erhalten." (DWM)

Vera Rak (*1931), Bezirk Brest/Weißrußland

[…] *Der Betriebsführer der MfM, Dir. Humboldt, hielt einen Vortrag über die Ausländer in seinem Betrieb. Die besten Arbeitsleistungen geben die Ostarbeiter, aber nur dann, wenn sie fest angefaßt werden. Ein Nachlassen in der Schärfe der Behandlung im Betrieb oder im Lager wirkt sich stets in der Arbeitsleistung aus. Französinnen und Italiener, vor allem Süditaliener, die in größerer Zahl dort beschäftigt waren, sind wegen der zu großen Faulheit wieder abgeschoben und durch Ostarbei-*

Aus: Bericht über das Planspiel der Abwehrbeauftragten der Lübecker Rüstungsbetriebe zur Verhütung von Sabotageakten vom 29.3. 1944; Original: Dräger–Archiv

Lübecker Flender-Werke Aktiengesellschaft, Lübeck

Ausweis Nr. 2966

für Ja Kowjec Jawtuch

geb. 4.4.20. in Salnik

ausgestellt am 7.3.1944.

Werkschutzleiter

Eigenhändige Unterschrift

160 D 1000 11. 43 E/0727

Oben: Werksausweis der Flender-Werft; Original: Privatbesitz

ter ersetzt worden. Dem Werkschutz hat Dir. Humboldt jetzt Hunde zur Verfügung gestellt, damit ist das Umherstreifen im Betrieb, welche die Ostarbeiter so gerne tun, erledigt. Wenn die Ostarbeiter auch Waffen fürchten, die Hunde fürchten sie noch mehr, denn der Hund braucht sich nur vor einen Ostarbeiter hinzustellen, und er hält schon die Arme hoch. […]

Ernest Lion (*1905), Region Paris/Frankreich

„Die Ukrainerinnen gehen vor uns; und weil der Weg gewunden ist, sehen wir sie gut im Schein der Lampen, die die Wege beleuchten. Einige Wächter mit Hunden begleiten sie. Eine dieser armen Frauen entfernt sich vom Weg, weil sie sich übergeben muß, sie war total kaputt von der Arbeit. Auf Befehl des Wächters schießt sofort der Hund auf sie zu und beißt sie in die Beine, bis sie sich wieder einreiht. Genau wie es Schäferhunde bei Schafherden tun."

7.3. Arbeitslöhne. Die „Fremdarbeiter" wurden für ihre Arbeit nach Tarif bezahlt. Durch Sonderabgaben und Lohnabzüge aufgrund von „Verfehlungen" fielen diese Löhne sehr gering aus. Der durchschnittliche Monatslohn betrug 167,– RM. Nach Abzug der „Ostarbeiterabgabe" von 76,50 RM und einem Verpflegungssatz von etwa 45,– RM verblieben einem sowjetischen Zwangsarbeiter 42,– RM. Doch auch dieses Geld wurde ihm nicht in vollem Umfang ausgezahlt, denn auf Weisung des Reichsministers für Bewaffnung und Munition wirkten die Betriebsführer auf die „Ostarbeiter" ein, einen Teil ihres Lohnes auf eine „Ostarbeiter-Sparkarte" einzuzahlen, da sie ihr Geld nicht ohne weiteres ins Ausland transferieren durften. Es wurden ihnen Konten angelegt, die bis heute nicht in Anspruch genommen werden konnten.

Für alle arbeitsverpflichteten Zivilarbeiter wurden darüber hinaus auch Kranken- und Rentenversicherungsbeiträge einbehalten. Dies hatte für die Zwangsarbeiter/innen nur eine geringe Bedeutung, denn Krankenbetreuung fand nur sehr eingeschränkt statt, und Versichertenzeiten aus diesen Jahren konnten nur die wenigsten geltend machen, da die Betriebe, Arbeitsämter, Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten ihre Unterlagen unmittelbar nach Kriegsende vernichteten.

Ewa Welitschko (*1925), Bezirk Minsk/ Weißrußland

„Der Arbeitstag hatte acht Stunden. Wir arbeiteten in drei Schichten. Urlaub haben wir nicht erhalten. Während unserer Freizeit bestand unsere einzige Beschäftigung darin, bittere Tränen zu weinen. Lange Zeit wußten wir nicht, wo unsere Eltern sind, und sie wußten nicht, wo wir sind. Wir haben wie Pferde gearbeitet, jedoch keinen Lohn erhalten. Was wir erarbeitet haben, wurde mit Essen, Brot, Schlafplatz, Handtücher usw. verrechnet."

Nikolaj Strecha (*1924), Rubel, Bez. Brest/Weißrußland

„Die Arbeitszeiten waren nicht festgesetzt. Wir hatten keine Schichtarbeit. Urlaub hatten wir nicht. Sonntags hatten wir frei. Aber man hat uns nicht aus dem Lager herausgelassen. Aber einige sind losgegangen, um in Mülleimern irgend etwas zu essen zu finden. Briefe haben wir selten geschrieben, weil es selten Papier gab. Wir haben keinerlei Entlohnung erhalten, obwohl wir 15 bis 16 Stunden gearbeitet haben." (Bauhilfe, Lutherschule)

Antonina Filiptschik (*1926), Bezirk Gomel/Weißrußland

„Ich habe täglich 8 Stunden gearbeitet, und meine Mutter arbeitete 12 Stunden pro Tag. Meine Arbeitszeit war von 6 Uhr morgens bis 16.00 Uhr. Wir hatten keinen Urlaub. In unserer Freizeit haben wir in der Baracke gesessen hinter der Umzäunung. Wir hatten keine Möglichkeit, Briefe zu schreiben. Für meine Arbeit habe ich 30 Pfennig erhalten, mal auch 50 Pfennig." (Lager Brandenbaum)

7.4. Freizeit. Mit Ausnahme der Kriegsgefangenen und „Ostarbeiter" konnten sich die ausländischen Arbeitskräfte nach der Arbeit frei bewegen. Nach einem zehn- bis zwölfstündigen Arbeitstag und langen Wegezeiten blieb ihnen allerdings nur noch Zeit zum Essen und Schlafen. Darüber hinaus hatten sie auch kaum eine Möglichkeit, irgend etwas zu unternehmen, da ihnen der Zutritt zu öffentlichen Veranstaltungen verwehrt war. Selbst die Teilnahme polnischer Arbeiter am katholischen Gottesdienst war verboten. Einige Geistliche – so auch Johannes Prassek – setzten sich darüber hinweg. Die Sonntage verbrachten die Zwangsarbeiter/innen hauptsächlich mit Wäschekochen und Flickarbeiten; viele „Ostarbeiter" wurden zusätzlich zur Ernte in der Landwirtschaft eingesetzt.

Gelegentlich durfte man Postkarten nach Hause schreiben. Dies hing aber sehr stark von der individuellen Handhabung der einzelnen Betriebsführer ab. Prinzipiell wurde alle Post überprüft und zensiert. Wer etwas Nachteiliges über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse schrieb, wurde wegen „Heimtückischer Äußerungen" oder „Volksverhetzung" strafrechtlich verfolgt.

Efa Grabinskaja (*1926), Bezirk Brest/ Weißrußland

„Wir arbeiteten regelmäßig 10 Stunden pro Tag. Von 6.00 bis 16.00 Uhr. Samstags haben wir bis mittags gearbeitet, und sonntags war frei. Sonntags jedoch kam ein Bauer und nahm uns mit zur Feldarbeit. Urlaub hatten wir nicht. Das erste Jahr durften wir nirgendwo hin, später

Oben: Gruppe polnischer Zwangsarbeiterinnen im Travelager. 11.10.1942; Original: Privatbesitz.

Rechts: „An einem Sonntag im Flenderlager"; Original: Privatbesitz.

Rechte Seite oben: Sonntäglicher Einsatz beim Bauern; Original: Privatbesitz.

Rechte Seite unten: Pawlo Macuka schreibt im April 1943 an seine Tochter Anna; Original: Privatbesitz.

Ukraina

Absender:

Dienstgrad: Macuka Pawlo

Vor- und Zuname: Dorf. Bor. Dubinecki

Feldpostnummer: Stolin. Kr. Stolin.

(Bezeichnung der Truppenteile werden, wie Dienstgrad, Schütze, Pionier, Flieger usw. angeben, sondern nur Soldat, Gefreiter, Leutnant usw.)

Дорогая сестрица ты про
сили чтобы мы тебе на писа
ли каждый от себя. У нас
трудно достать почтувок
[illegible] раньше тот
[illegible]. Мы пише в одной
слава Богу все живы и здро
[illegible] пока все только
[illegible] одной между нами
[illegible]. Мы просим чтобы мы
[illegible]

Was die Front opfert, das ist überhaupt durch nichts vergolten werden. Aber auch das, was die Heimat opfert, muß vor der Geschichte dereinst bestehen können.

(Der Führer am 3. 10. 1941)

Feldpost

An

Macuka Anna

Lübeck

in Ost-Arb-Lager

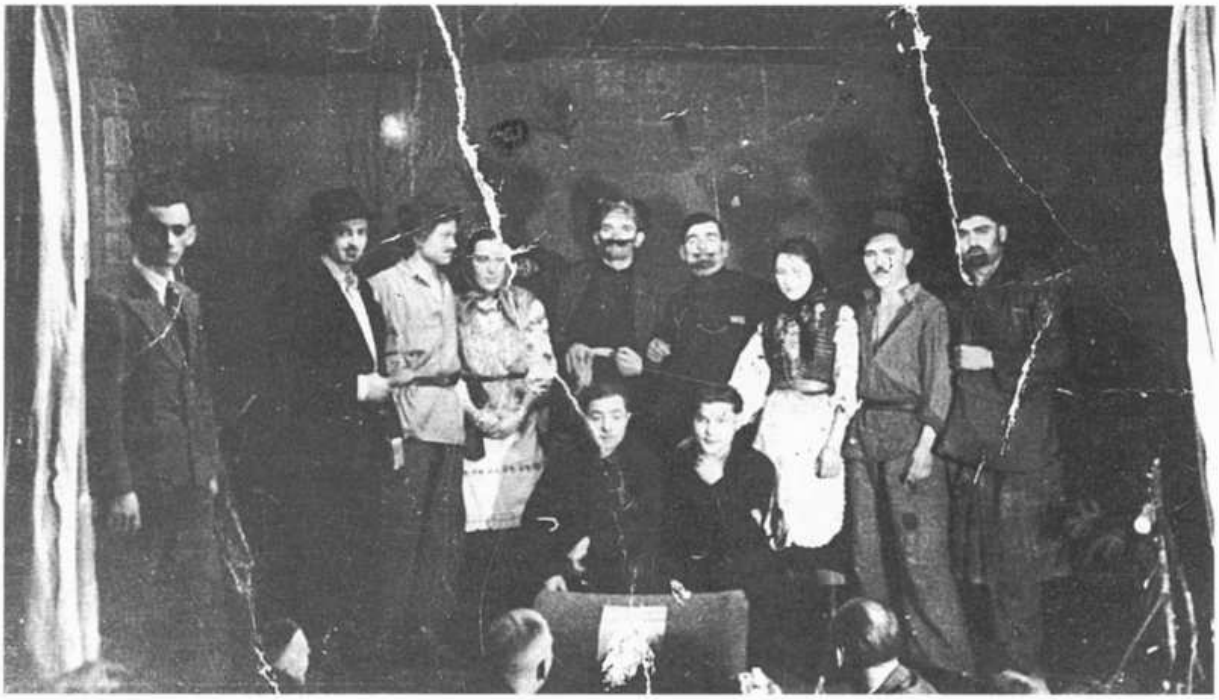
Finkenberg

Straße, Hausnummer, Gebäudeteil, Stockwerk oder Postschließfachnummer

(10. 41)

△ Fp 50 Din A5

DEUTSCHE DIENSTPOST UKRAINE 15.4.44 – 10



Oben: Sylvester 1944: Unterhaltungsabend im Gemeinschaftslager Lutherschule; Original: Privatbesitz.

erhielten wir Ausgangsscheine und konnten sonntags in der Stadt spazierengehen. Wir haben Briefe geschrieben und erhielten Antwort. Wir haben pro Monat ungefähr 20 Mark Lohn erhalten, hierfür haben wir uns Kohl und Rote Beete gekauft." (Drägerwerk)

Raisa Kalitina (*1924), Tschapajewka, Bezirk Zaporozhe/Ukraine

„*Wir haben von morgens bis um 4 oder 5 Uhr gearbeitet. Es kam vor, daß man auch zu einer zweiten Schicht herausgerufen wurde. Urlaub hatten wir nie. Und in der Freizeit mußten wir oft zum Bauern, Kartoffeln und Bohnen einsammeln. Einige Bauern waren gut, denn sie haben uns wenigstens zu essen gegeben. Im ersten Jahr habe ich einen Brief und eine Karte geschickt. Ich habe mal ein Päckchen von den Eltern erhalten: 200 g gesalzenen Speck. Wir haben drei- oder viermal vor der Befreiung 1 bis 2 Mark und ein paar Pfennige erhalten.*" (Brandenbaum, Gothmund)

Wera Bessonowa (*1925), Zaporozhe/Ukraine

„*Ich arbeitete 12 Stunden in zwei Schichten. Wir hatten keine Freizeit. Wir versuchten, uns zwischen den Schichten auszuruhen. Ich arbeitete im Stehen. War die ganze Zeit auf den Beinen. Von Urlaub konnte keine Rede sein. Ich habe Briefe nach Hause geschrieben und habe Antwort erhalten, als die Ukraine von den Deutschen besetzt war. Über das ganze Grauen habe ich jedoch nicht nach Hause geschrieben, meine kranke Mutter tat mir leid. Für meine Zwangsarbeit wurde niemals irgendeine Entlohnung gezahlt.*" (MfM)

Anna Dubownik (*1922), Zaporozhe/ Ukraine

„*Wir arbeiteten 12 Stunden von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends in zwei Schichten. Urlaub gab es nicht, und unsere Freizeit verbrachten wir im Lager, wuschen uns in kaltem Wasser, flickten und stopften unsere Kleider. Niemand schrieb Briefe. Es gab kein Papier, Schreiber, und woher sollte man einen Briefumschlag nehmen. Wir haben keinerlei Entlohnung erhalten.*" (BLM)

Rechte Seite: Anzeige der DWM bei der Gestapo wegen „Arbeitsbummelei", (Original: LAS).

In einzelnen Betrieben und Lagern veranstaltete die Gemeinschaft „Kraft durch Freude" oder die Lagerleitung Unterhaltungsabende, bei denen durch kulturelle Vorführungen einerseits die Moral der ausländi-

DEUTSCHE WAFFEN-UND MUNITIONSFABRIKEN A.G.

DWM

LÜBECK-SCHLUTUP

WERK LÜBECK

Fernruf: Lübeck 34481/7 Bank: Deutsche Bank, Filiale Lübeck
Telegramme: Dewamun Lübeck Depositenkasse Schlutup
Fernschreiber: K 2 235 Postscheck: Hamburg 9243
Versandadressen: Fracht-, Eil- und Expreßgüter Station Lübeck-Schlutup
Waggon: Station Lübeck-Schlutup, Anschlußgleis Wesloer Straße
Postsendungen: Lübeck-Schlutup, Wesloer Straße
Warenannahme: Wesloer Straße

An die
Geheime Staatspolizei
Grenzpolizeikommissariat
Lübeck
Skagerrak-Ufer-Bootshaus

Ihre Zeichen:	Ihre Nachricht vom:	Unsere Zeichen:	Tag:
		S.-Go./Pa.	1o.1o.42.

Betr.: Polin Kazimira Gooczkowska, Ktr.Nr. 17412.

Bezug: ohne.

Obengenannte bummelt wiederholt seit längerer Zeit. Unter anderem mußte sie bestraft werden, weil sie fälschlicher Weise sich als schwanger bezeichnete, um nach Polen zurückkehren zu können. Nachdem sie gestern am 6.1o.42. wieder gefehlt hatte, kam sie heute zum Reinmachedienst ins Breitling-Lager.- Dort von der Aufsicht zur Rede gestellt, gab sie nur freche Antworten und sagte zum Schluss: "Wenn ihr Deutschen den Krieg verliert, werden wir euch noch anders behandeln".
Ich bitte um weitere Veranlassung.

Heil Hitler!
Der Abwehrbeauftragte
[illegible]

Stapo Lübeck
Tgb.Nr. II B 3 - 5044/42.

Lübeck, den 12.1o.1942.

1) Vermerk: Die Polin G. wurde am 1o.1o.1942 um 14,1o Uhr von mir vorl. festgenommen und dem Marstallgef. in Lübeck Stadt zugeführt.

[illegible]
apl.Krim.Ass.

2) Reg.II: eintragen
3) II A 6: Haftbuch eintragen
4) zurück an Walter.

Wir bitten, Schreiben nur an die Anschrift unserer Gesellschaft, nicht an Einzelpersonen zu richten.

Vorsitzer des Aufsichtsrats: Dr. Günther Quandt. Vorstand: Hermann Zillinger, Dr. Albert Wolff, Carl Rolle, Hermann Schmidt, Adolf Schneider, Edgar Havenbeck

2.

Abschrift.

2. Pol.Revier Lübeck, den 2.9.1940.

Meldung.

Am Montag, den 2.9.1940, um 8.00 Uhr, teilte die Firma Heinr. I h d e Nachf. hier Töpferweg Nr.61-63 (Fräulein Möller) fernmündlich mit, daß in der Nacht vom 31.8. zum 1.9.40 die bei der Firma beschäftigten und untergebrachten poln. Zivilarbeiterinnen

1) Grzybowska Anila geb. 7.10.1903 in Karczawa in Polen
2) Dudzik Jedwiga " 10.10.1895 " Krakow " "
3) Bronowiczowna Marja " 8. 7.1923 " Lowiz " "

ihre Arbeitsstelle heimlich verlassen haben.

Über den jetzigen Aufenthalt konnte die Firma keine Angaben machen. Es wird vermutet, daß die drei versuchen werden, wieder in ihre Heimat zu gelangen.

Die Stapo hat von der Firma fernm. Kenntnis erhalten.

Aufgenommen
Unterschrift
Pol.Hauptw.

Der Abt. II/2

zur Kenntnisnahme übersandt.
Unterschrift
Rev.Leutn.d.Sch.

Oben: Beispiel einer Arbeitsflucht; Original: AHL.

schen Arbeitskräfte gehoben werden sollte, andererseits ihnen die nationalsozialistische Ideologie nahe gebracht werden sollte. Häufig wurden solche Abende auch dazu genutzt, um die ausländischen Arbeitskräfte zur Kollaboration zu überreden. (Stichwort: „Gemeinsamer Kampf gegen den Bolschewismus)

8. Antrag auf „Sonderbehandlung" – die Strafverfolgung einer Willkürjustiz.

8.1. Widerstand und Verfolgung. Angesichts ihrer Verschleppung nach Deutschland fühlten sich viele der ausländischen Arbeitskräfte – insbesondere die „Ostarbeiter", denen es am schlechtesten erging, – ohnmächtig und ausgeliefert. An einen organisierten, offenen Widerstand war anhand der gut funktionierenden Kontroll- und Unterdrückungmethoden gar nicht zu denken. Für die meisten Zwangsarbeiter/innen bedeutete allein das Überleben bereits einen ständigen Kampf. Individuell versuchten sie, sich der Arbeit durch Drosselung des Arbeitstempos, Vortäuschen von Krankheiten, der Selbstverstümmelung und der Flucht zu verweigern. Bei einigen Sabotageaktionen opferten Zwangsarbeiter/innen ihr Leben. Der größte Teil der Flüchtenden wurde von der Gestapo gefaßt und drastisch bestraft.

Erst gegen Ende des Krieges entwickelte sich ein organisierter Widerstand, dessen Aktivitäten hauptsächlich darin bestanden, Überlebenshilfen für Mitgefangene zu leisten und politische Informationen weiterzugeben. Er fand dabei Unterstützung bei lokalen kommunistischen Widerstandsgruppen. Unter der Leitung eines tschechischen Stu-

denten sowie eines Ukrainers und eines sowjetischen Ingenieurs, die im Lager Lutherschule des Tiefbauamtes untergebracht waren, wurden Pläne geschmiedet, beim Heranrücken der Alliierten Polizeireviere und Kasernen zu besetzen sowie NS-Größen zu inhaftieren. Für den Ernstfall hatte man 200 Gewehre, 500 Pistolen, Handgranaten und Maschinengewehre organisiert; ferner verfügte der privat untergebrachte Tscheche Ulrich über eine Schreibmaschine sowie einen Abzugsapparat und war möglicherweise der Urheber kommunistischer Handzettel, die im März 1944 auf der Flenderwerft verteilt und von der Gestapo erfaßt wurden. Erfolg blieb diesen Gruppen jedoch versagt. Durch Denunziationen holte die Gestapo im Frühjahr 1945 zu einem vernichtenden Schlag gegen sie aus.

„Für Ungehorsam war Todesstrafe vorgesehen. Auf dem Schuttabladeplatz hinter dem Lager befand sich ein Galgen. Deswegen haben wir keinerlei Widerstand geleistet." (Drägerwerk)

Efa Grabinskaja (*1926), Bezirk Brest/ Weißrußland

„Wir erhielten nicht genug zu essen, und dann ist uns der Geduldsfaden gerissen, wir beschlossen, zu streiken und einfach nicht zur Arbeit zu gehen. Aber unser Streik dauerte nicht lange. Der Kommandant kam und fing an, uns zu erklären, daß schwere Zeiten sind und daß wir uns noch gedulden müssen."

Ewa Welitschko (*1925), Bezirk Minsk/ Weißrußland

„Ja, es war im Spätsommer 1944. Wir kamen morgens früh auf's Werksgelände, und überall brannte Licht; da wußten wir, es war wieder ein schweres Unglück geschehen. Die Feuerwehrmänner gingen mit großen Holzkisten umher und sammelten die Teile der 15 Männer, Polen und Franzosen ein. Ja, diese Männer waren die Helden des Krieges. Sie hatten ihr Leben gelassen, um die Produktion von Munition zu stören. Unsere ganze Abteilung war ein Trümmerhaufen. Ich sah selber eine bis zur Unkenntlichkeit verbrannte Leiche. Das werde ich nie vergessen."

Helga Switala (*1926), heute Süddeutschland

„Ich erinnere mich, daß eine Russin in der Fabrik einen Kasten Geschosse zur Explosion gebracht hatte und selbst dabei umkam, die Erwachsenen haben davon erzählt." (DWM)

Vera Rak (*1931), Bezirk Brest/ Weißrußland

„In der Fabrik, in der ich arbeitete, wurden Geschoßhülsen hergestellt. Der Meister putzte jedes einzelne Zapfenloch mit Schleifpapier. Das Schleifpapier warf er in den Abfall. Ich habe es dann unbemerkt aufgehoben und habe kleine Stückchen abgerissen und in die Zapfenlochöffnung hineingeworfen. Diese kleinen Stückchen riefen große Streifen auf den Hülsen hervor, so daß man die Anlage, an der ich arbeitete, für längere Zeit ausschalten mußte. Dies gelang mir nicht oft, nicht jede Schicht. Der Meister hatte mich nicht in Verdacht. Mein Vater war an der Front, und ich mußte der Sowjetischen Armee doch irgendwie helfen." (MFM)

Wera Bessonowa (*1925), Zaporozhe/ Ukraine

„In der Rüstungsfabrik gab es Widerstand unter den Arbeitern. In einem unbeobachteten Moment produzierte man Ausschuß, verschüttete Pulver oder was auch immer möglich war. Im Herbst 1944 explodierten zwei Abteilungen der Werkstatt Nr. 3. Dort war man für die Lackierung der Patronen des Flakgeschützes Zenit zuständig. Aus unserer Baracke kam dabei Olga Derewjanenko um, aus der Pulverwerkstatt Aleksandra Leonidowa und Anna Tschornogod und noch viele andere." (DWM)

Jewdokija Schischurjak (*1926), Schekino/Rußland

[…] *Der Lageroffizier vom Gefangenenlager Villeroy & Boch, wo russische Kriegsgefangene untergebracht sind, gab einen ausführlichen*

Bericht über die vor zwei Monaten erfolgte Ermordung des russischen Dolmetschers.

Aus: Bericht über das Planspiel der Abwehrbeauftragten der Lübecker Rüstungsbetriebe zur Verhütung von Sabotageakten 29.3. 1944; Original: Dräger-Archiv

Die Gefangenen hatten alles sauber zurecht gebaut in und an der Baracke, so daß die Wachmannschaft zuerst eine Flucht annehmen mußte. Tage danach hat dann endlich ein älterer Russe es verraten, daß der Dolmetscher nicht geflüchtet ist, sondern daß er ermordet ist. Die Leiche wurde in alle Einzelteile zerlegt und dann unterhalb des Fussbodens, der Fliesenbelag hatte, eingemauert. […]

8.2. Bestrafung. Die ausländischen Arbeitskräfte unterstanden einer verschärften Aufsicht. In allen Betrieben wurden ihr Verhalten und ihre Äußerungen streng überprüft. Mangelnde Arbeitsleistungen oder Arbeitsverweigerung wurden durch Essensentzug sanktioniert; vor allem bei „Ostarbeitern" standen Prügelstrafen auf der Tagesordnung. Die Betriebe überprüften die herausgehende Post und setzten Spitzel ein. Von allen größeren Lübecker Firmen liegen Anzeigen bei der Gestapo vor.

Aus: Bericht über das Planspiel der Abwehrbeauftragten der Lübecker Rüstungsbetriebe zur Verhütung von Sabotageakten 29.3. 1944; Original: Dräger-Archiv.

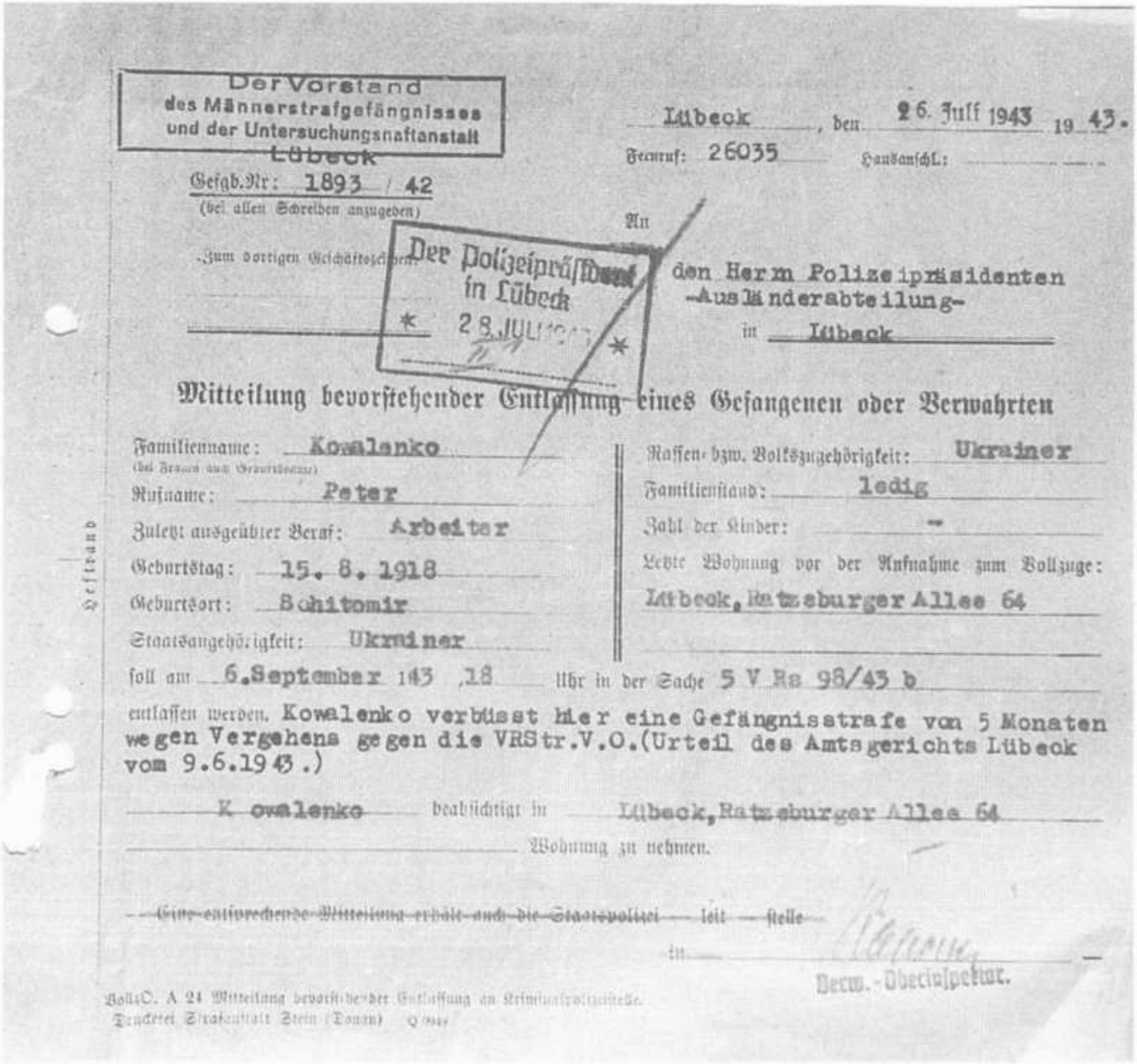
[…] *Sofortige Bestrafungen bei Vergehen im Betrieb, die durch den Werkschutzleiter gegeben werden, haben meistens mehr Erfolg als durch die Polizei. Die MfM. Auch die DWM haben im Betrieb kleine Arrestzellen gebaut, wo sie zum Beispiel während der Mittagspause eingesperrt werden, ohne Mittag zu bekommen.* […]

Vor den Lübecker Gerichten kam es zu zahlreichen Verurteilungen wegen „geringfügigerer" Delikte, wie des Nichttragens des Polenabzeichens, der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel oder kleinerer Diebstähle. Auf Grund von Denunziationen sind rund 70 Ausländer vor dem schleswig-holsteinischen Sondergericht verurteilt worden. Wegen Diebstahls oder „Heimtückischer Äußerungen" bekamen sie langjährige Zuchthausstrafen oder sogar Todesurteile.

Ausländer, die sich irgend etwas zu Schulden kommen ließen, mußten jederzeit mit schlimmsten Folgen rechnen. Allein der Vorwurf bzw. der Verdacht kriminellen Verhaltens trieb unschuldige Menschen in die Mühlen der Gestapo. Viele Angeklagte wurden zu Ermittlungszwecken der Gestapo überstellt. Für ausländische Gefangene gab es eine eigene Gefängnisbaracke am „Skagerrak-Ufer" (heute: Wakenitz-Ufer).

Ein Holländer, der in einem Betrieb am Glashüttenweg arbeitete, wurde unter zweifelhaften Vorwürfen zunächst im Betriebskerker und dann in den SS-Baracken an der Lohmühle interniert und unter Gewaltanwendung wochenlang verhört. Dann wurde er für acht Wochen in das gefürchtete Arbeitserziehungslager Nordmark bei Kiel gebracht. Dort waren die Bedingungen unvorstellbar schrecklich: Das Leben wurde einzig bestimmt von Hunger, Schlägen, Dreck und Arbeit. Der junge Holländer kam nach dieser relativ kurzen Zeit als menschliches Wrack, auf 45 Kilogramm abgemagert, zurück an seinen Arbeitsplatz. Er hatte diese Bestrafung – im Gegensatz zu vielen Leidensgenossen – wenigstens überlebt.

Mit Polen und „Ostarbeitern", für die eine besondere Strafprozeßordnung galt, wurde wegen geringster Vergehen sogleich „kurzer Prozeß" gemacht. Auf dem Gelände des Sandberglagers sowie des Lagers Finkenberg haben solche Exekutionen ausländischer Zwangsarbeiter stattgefunden. Allerdings macht die offensichtliche Ermordung von



Der Vorstand
des Männerstrafgefängnisses
und der Untersuchungshaftanstalt
Lübeck

Lübeck, den 26. Juli 1943 19 43.

Fernruf: 26035 Hausanschl.:

Gefgb.Nr: 1893 / 42
(bei allen Schreiben anzugeben)

Zum dortigen Geschäftszeichen:

Der Polizeipräsident in Lübeck
28. JUL 1943

An
den Herrn Polizeipräsidenten
-Ausländerabteilung-
in Lübeck

Mitteilung bevorstehender Entlassung eines Gefangenen oder Verwahrten

Familienname: Kowalenko
(bei Frauen auch Geburtsname)
Rufname: Peter
Zuletzt ausgeübter Beruf: Arbeiter
Geburtstag: 15. 8. 1918
Geburtsort: Schitomir
Staatsangehörigkeit: Ukrainer

Rassen- bzw. Volkszugehörigkeit: Ukrainer
Familienstand: ledig
Zahl der Kinder: -
Letzte Wohnung vor der Aufnahme zum Vollzuge:
Lübeck, Ratzeburger Allee 64

soll am 6.September 143 ,18 Uhr in der Sache 5 V Rs 98/43 b entlassen werden. Kowalenko verbüsst hier eine Gefängnisstrafe von 5 Monaten wegen Vergehens gegen die VRStr.V.O.(Urteil des Amtsgerichts Lübeck vom 9.6.1943.)

Kowalenko beabsichtigt in Lübeck, Ratzeburger Allee 64 Wohnung zu nehmen.

~~Eine entsprechende Mitteilung erhält auch die Staatspolizei~~ leit stelle in

Verw.-Oberinspektor.

VollzO. A 24 Mitteilung bevorstehender Entlassung an Kriminalpolizeistelle.
Druckerei Strafanstalt Stein (Donau)

Oben: In den Lübecker Gefängnissen saßen während der Kriegsjahre Hunderte von Ausländern wegen Delikten wie „tätlicher Angriff" oder „Diebstahl". Der Ukrainer Peter Kowalenko verbüßte eine fünfmonatige Haftstrafe wegen des Diebstahls einer Hand voll Kartoffeln; Dokument: AHL.

Zwangsarbeitern nur den geringeren Teil der zu Hunderten an Mißhandlungen, Unterernährung und Krankheiten gestorbenen Menschen aus.

„Und da mußten wir extra hin um abzusperren, weil das in Lübeck war, in der Grußkuhle bei Dräger. Die hatten den Förster von Wulfsdorf ja mit der Axt erschlagen. Das waren zwei Polen oder drei. Zwei, oder drei, weiß ich gar nicht mehr, nicht. Und da mußten wir damals absperren. Da bin ich mit hingewesen, und rundum mußten wir den – ganzen Bezirk absperren. Da war so`ne Müllgrube bei Dräger, beim Drägerwerk. Und da wurden die aufgehängt, nicht. Die waren auch ausgebrochen, Russen waren auch dabei."

Ehemaliger Polizist aus Lübeck

„Ich war Vorgesetzter von einem Polen. Eines Tages kam der mit einem Zettel bei mir an. 'Meister, Meister', sagte er zu mir, 'ich heute nachmittag nicht kommen. Ich einen aufhängen.' Ich sag: 'Wat willst Du?' Ich wußte überhaupt nichts davon. Und dann erzählte er mir, zwei meiner polnischen Rangierer am Hafen hätten wohl abends eine Wurst geklaut und sollten deswegen aufgehängt werden. Und da habe ich erst mal angerufen, ich wußte überhaupt nichts davon. Und mir wurde gesagt: 'Heute Nachmittag 'Am Sandberg', und die Polen müssen alle da-

Ehemaliger Arbeiter des Hochofenwerkes

Reichs-Firmen-Nr. 0/0499/0008

LÜBECKER FLENDER-WERKE

AKTIENGESELLSCHAFT, LÜBECK / POSTFACH 280

TELEGR.-ADRESSE: Flender Lübeck

BANKKONTEN:
Reichsbankgirokonto Nr. 24/841
Commerzbank Aktiengesellschaft Fil. Lübeck
Dresdner Bank Filiale Lübeck
Handelsbank in Lübeck

POSTSCHECK-KONTO:
Nr. 64880 Hamburg

BAHNSENDUNGEN:
Station Lübeck-Dänischburg

FERNRUF:
Sammel-Nummer 34251 und 25411
Hausapparat 217.

An den
Fahndungsdienst der Deutschen Reichsbahn,
L ü b e c k ,
Hauptbahnhof
z.Weiterleitung an die Kriminal-Polizei, Lübeck.

Ihr Zeichen . . Ihr Schreiben . . Unsere Zeichen 79/215 Datum 29.8.1942.

Betreff Líbor D o l e z e l , geb. 15.2.1914 (Tscheche).

Wir beziehen uns auf die am 20. ds. Mts. erstattete Anzeige an die Kriminalpolizei, Lübeck und bitten Sie nunmehr, D o l e z e l, wie beantragt, zu bestrafen.

Heil Hitler!
Lübecker Flender-Werke
Aktiengesellschaft

Oben: Eine Anzeige der Flender-Werke mit tödlichen Folgen; Original: LAS.

Rechts: Fünf Monate nach der Anzeige der Flender-Werke wird die Hinrichtung bekannt gegeben; Original: LAS.

Rechte Seite: Original: AHL.

Bekanntmachung

Am 22. Januar 1943 ist der 28 Jahre alte

Libor Dolezel

hingerichtet

worden, den das Sondergericht in Kiel als Volksschädling zum Tode verurteilt hat.

Der häufig vorbestrafte Dolezel hat mehrfach bei Nacht Lebensmittel aus Eisenbahnwagen gestohlen.

Kiel, den 22. Januar 1943.

Der Oberstaatsanwalt

als Leiter der Anklagebehörde bei dem Sondergericht

beistehen.' Und der, der den Strick anziehen mußte, das war der Bruder von dem, der aufgehangen wurde".

Diese Hinrichtung im Sandberglager ist unter anderem auch dokumentiert in einem Urteil des Schleswig-Holsteinischen Sondergerichts gegen einen belgischen Zwangsarbeiter wegen „heimtückischer Äußerungen"; da er in einem Brief nach Hause darüber berichtet hatte. (Die Originalakten dieses Prozesses befinden sich im Landesarchiv Schleswig.)

9. Nur Gräber als Spuren … Die mangelhafte Ernährung, die völlig unzureichenden hygienischen Verhältnisse und nicht zuletzt die erschöpfende Arbeit hatte für viele der verschleppten Menschen den Tod zur Folge. Die Verwaltung der Stadt beklagte nach Einstellung der Kampfhandlungen mehr als 5.000 Todesopfer, vor allem Gefallene, Bombenopfer sowie „Fremdarbeiter". Diese Gruppe stellte dabei im Vergleich zur deutschen Zivilbevölkerung in Lübeck allerdings den weitaus größten Teil der Kriegsopfer. Nachweislich starben 1.450 Ausländer in den Jahren 1939 bis 1945 auf Lübecker Boden. Jeweils ein Drittel von ihnen bestand aus „Ostarbeitern" und Polen sowie Franzosen, Niederländern und Italienern.

Als stereotype Erklärung der Todesursache wurde „Allgemeine Herz- und Kreislaufschwäche" angegeben, und das bei jungen, durchschnittlich 20jährigen Menschen. Daneben kamen allerdings auch zahlreiche ausländische Zwangsarbeiter/innen bei den explosionsgefährdeten Arbeiten in den Munitionsfabriken ums Leben oder bei den für sie völlig unzureichenden Luftschutzbedingungen durch Fliegerangriffe. Am 25. August 1944 kamen bei einem größeren Bombenangriff am Glashüttenweg über hundert Menschen ums Leben; zahlreiche Tote gab es auch nach Bombardierungen auf dem Priwall.

Auch wenn der „Ausländereinsatz" in der Lübecker Rüstungsindustrie nicht unter dem Vorzeichen der „Vernichtung durch Arbeit" stand, fielen zahlreiche junge Menschen den grausamen Bedingungen zum Opfer, vor allem in den großen Lagern der Rüstungsfabriken am Rande der Stadt. Die Gräberfelder sind heute die letzten Zeugnisse dieser Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

10. „Volksgenossen" und „Gemeinschaftsfremde" – Lübecks Reaktion auf die „Fremdarbeiter" *„4.10.44: Heute haben wir einen neuen Russen zum Helfen bekommen. Leider kann der Mann kein deutsches Wort. Jedenfalls hat er von Baufachwörtern noch nichts gehört. Zeichensprache soll helfen. Sie hilft auch, aber sie ist eine zeitraubende Angelegenheit, und außerdem kommt man sich komisch vor, bei dem Gehampel. So haben Hildegard und ich uns entschlossen, unseren Kopf mit russischen Vokabeln vollzustopfen. Mein Finger auf den Ziegeln: 'Wie heißt Stein auf russisch?' '??? Nix verstehn.' 'Dies – Stein. Russich, russisch?' 'Ahh – Kirpitsch.' Dasselbe Experiment mit der Schubkarre: 'Daitschka'. Sand heißt: pisak. Hierher: zuda. So, nun kann es losgehen. 'Hallo – daitschka, kirpitsch zuda, eine!' (Zählen kommt morgen dran.) Das ewige Hallorufen war auch dumm. Wir mußten wissen, wie der Iwan hieß. 'Wie heißen Sie?' Er grinst und guckt uns recht blöd an. 'Wie Sie heißen! Name!' 'Nix*

Aus: Die große Sehnsucht. Das Tagebuch einer jungen Lübeckerin, zit. aus: Mein Tagebuch. Hrsg. von Heinrich Breloer.

Oben: Frische Gräber polnischer Zwangsarbeiter auf dem Vorwerker Friedhof, um 1945; Original: Privatbesitz.

verstehen!' 'Wie – Du – heißen!' Hoffnungslos. Hildegard und ich beratschlagen. Wir müssen ihm mehrere Namen aufzählen, vielleicht kapiert er dann. Aber es fallen uns keine vernünftigen russischen Namen ein. Der Russe merkt schon, daß wir etwas mit ihm vorhaben, ihm ist bestimmt schon bange geworden. Und dann ging's los: 'Heißen Du Iwan?' Er grinst verlegen. 'Du Alexandreorg? Oder Stanislauswitsch oder Oscarwitsch?' Wir hängen einfach an alle möglichen Namen irgend so ein 'witsch' oder 'jew' an.) Bis er auf einmal auf sich zeigt und irgend ein Kauderwelsch faselt. Er hat begriffen! 'Ik – Jewim!'… "

Die allgegenwärtige Propaganda in Rundfunk und Zeitungen tat ihre Wirkung, so daß viele Deutsche es eher vermieden, mit Ausländern überhaupt in Berührung zu kommen. Kontakte zwischen den ausländischen Zwangsarbeiter/innen und der Lübecker Bevölkerung waren trotz aller Vorschriften und Erlasse jedoch unvermeidlich. In der Praxis gab es vor allem am Arbeitsplatz Berührungspunkte. Der Umgang war aber auf das Wesentliche beschränkt. Es kam allerdings auch vor, daß Arbeitskollegen Zwangsarbeiter/innen bei der Gestapo denunzierten. Die nicht zu übersehenden Gruppen von schlecht gekleideten und fremd aussehenden Menschen wurden als nichts Ungewöhnliches wahrgenommen. Täglich sahen die Lübecker sie, wenn Kolonnen – von Wachpersonal begleitet – zur Arbeit gingen und abends zurückkehrten. Der überwiegende Teil der Bevölkerung hat diese Menschen ignoriert. Sie gehörten – wie vieles andere – zur Normalität des Alltags im Krieg.

Trotz strengsten Verbotes und scharfen Strafandrohungen kam es aber durchaus auch häufiger zu Kontakten zwischen Deutschen und Zwangsarbeiter/innen. Die enge Zusammenarbeit im Betrieb führte dazu, daß die Deutschen die Ausländer als Menschen zu sehen lernten.

Häufig erinnern sich Betroffene an Unterstützung und Hilfe durch deutsche Arbeitskollegen. Heimlich wurden Butterbrote und andere Nahrungsmittel hinterlegt. In manchen Fällen konnte sich auch freundschaftlicher Umgang entwickeln.

„Auf der Arbeit waren zwei deutsche Frauen, die uns Kindern Brot gaben. Ich habe sie noch heute als gute Frauen in Erinnerung. Die deutschen Kinder haben uns geärgert, wenn wir in Kolonne gehen mußten. Darüber hinaus hatten wir zu niemandem Kontakt, im Lager waren sonst nur Wachleute." (DWM)

Vera Rak (*1931), Bezirk Brest/ Weißrußland

„Die anderen Arbeiter haben sich uns gegenüber nicht schlecht verhalten. Aber es gab auch Vorfälle, da merkten wir, daß man uns verachtete. Wir haben geschwiegen und es hingenommen. […] Eine Deutsche, sie hieß Elsa, hat mir ein Paar getragene Schuhe mitgebracht. Ich hatte aber Angst vor den Pförtnern, denen hätte ich es sagen müssen. Und dann hätte man Elsa bestraft und mich geschlagen. Ich habe es ihr erklärt, und sie hat die Schuhe zurückgenommen. Ich habe die Schuhe dann so bekommen, daß ich barfuß zur Arbeit gegangen bin." (BLM)

Anna Dubownik (*1922), Zaporozhe/ Ukraine

„Vor Hunger liefen wir herum wie Schlafwandler. Die Beine sackten uns weg. Die Deutschen in der Werkstatt waren gut, aber es gab auch Schlechte. Und so war auch die Polizei, da gab es auch Gute, aber mehr Schlechte. Sie schlugen mit Knüppeln und nannten uns: 'Rusische Schwajne' [sic!]*."* (Lager Brandenbaum, später Gothmundlager)

Raisa Kalitina (*1924), Tschapajewka/ Ukraine

„Während der 12 Stunden Arbeit gab es nur eine halbe Stunde Pause. Ich war 21 Jahre alt und habe , Gott sei gedankt, glücklicherweise überlebt. In meiner Abteilung waren Frauen, die mir, wenn sie konnten, ein Stück Brot mit Marmelade oder Margarine schenkten. Es waren gute Menschen. Vielleicht sahen sie in uns Gefangenen ihre Söhne, die an der Front waren, und sie dachten an all die Gefahren, denen diese ausgesetzt waren."

Arturo Peruzzi (*1922), Verona/Italien

„Was für ein Elend. Das glaubt heute ja kein Mensch mehr. 20-30 junge Polen, keiner älter als 16 Jahre, waren mir zum Friedhofsdienst zugeteilt. Sie wurden morgens von einem bewaffneten Wachmann gebracht und abends wieder abgeführt. […] Und dann das ständige, nie aufhörende Betteln der ausgehungerten und schlecht gekleideten Halbwüchsigen nach Brot und Essen. Eine Milchkanne voll heißem Wasser und Kartoffelschalen und manchmal Steckrübeneinlage ist ihnen mittags gebracht worden. Meine Frau stellte ihnen in unbeobachteten Augenblicken schon einmal einen Eimer heißer Kartoffeln hin."

Carl Höppner, ehemaliger Friedhofsgärtner

„Sie haben uns wie Schweine behandelt und uns wie Schweine getrieben. Wir wurden in Gefangenschaft gehalten und mit Hunden bewacht. Wir durften nicht 'raus. Von Lübeck kannten wir nur Brandenbaum und die Fabrik."

Anna Ljatschuk (*1925), Bezirk Chmelnickij/Ukraine

„In Lübeck lebten wir wie Kriegsgefangene; unmenschliche Beziehung der Lageraufseher uns gegenüber. Bei den geringsten Verfehlungen wurden wir von den Wachmännern geschlagen. In Lübeck konnte man an Freizeit noch nicht einmal denken, und die Wachleute haben sich über uns lustig gemacht. Einmal im Monat konnten wir eine Karte (Postkarte mit Lagerstempel) nach Hause schreiben. In Lübeck haben wir außer Lagergeld kein Geld erhalten, das wurde in der Stadt nicht angenommen." (Lutherschule)

Grigorij Wabischtschewitsch (*1926), Rubel, Bezirk Brest/Weißrußland

Friedrich Wilhelm Christophel (*1919), Travemünde

„Geschlagen wurde bei uns keiner. Dawai, dawai, raboti, so hielten wir die Leute zur Arbeit an. Verständigen konnten wir uns kaum. Wir zeigten ihnen die notwendigen Handgriffe an den Maschinen oder Geräten, und dann arbeiteten sie."

Ernest Lion (*1905), Region Paris/Frankreich

„[…] Das ist Teil einer vollkommen unerwarteten Entwicklung des Verhältnisses zu den Zivilisten. Hätte man 1940 geglaubt, daß sich die gesamte weibliche Jugend von Eckhorst an den Sommersonntagen 1944 mit den Kgf. auf einer Wiese neben dem Dorf treffen könnte? Wie hätte ich daran denken können, mit Ihnen und einigen Deutschen zu korrespondieren! … Ich weiß absolut nichts, was Beziehungen zwischen Deutschen und „Zwangs"arbeiterinnen betrifft. Vergessen Sie nicht, daß es nur sehr wenige junge Männer gab … sie waren alle im Krieg! Die Beziehungen zwischen Kgf. und Deutschen [Frauen] *sind sicher häufig vorgekommen. Ich habe nur von 2 gewußt, die sicher waren. Die erste, die eine Geburt zur Folge hatte, hat den Selbstmord des Gefangenen herbeigeführt. Die zweite am Ende des Krieges war im ganzen Lager bekannt … und bei den Aufsehern. Ich nenne weder Namen noch Vornamen."*

11. Menschen am falschen Ort – Schicksale nach der Befreiung. Am 2. Mai 1945 wurde der Zwangsarbeit durch den Einmarsch englischer Truppen in die Hansestadt ein Ende gesetzt. Doch wie sah die neu gewonnene Freiheit für die seit Jahren festgehaltenen Zwangsarbeiter/innen aus? Mit dem Zusammenbruch der Reichsregierung und der Stillegung der Betriebe entspannte sich die prekäre Unterbringungs- und Ernährungslage der

Unten: Polnische Zwangsarbeiter/innen vor ihrer Rückkehr in die Heimat; Original: Privatbesitz.

Lagerinsassen nicht. In 75 Sammelstellen befanden sich zu diesem Zeitpunkt 22.700 Menschen. Die Britische Militärregierung stand vor einer gewaltigen Herausforderung: Sie mußte die durch den Flüchtlingsstrom angewachsene Bevölkerung Lübecks versorgen und die verschleppten Ausländer in ihre Heimat zurückführen. Die Zwangsarbeiter aus den westlichen Nachbarländern machten sich unmittelbar nach Kriegsende auf eigene Faust auf den Heimweg. Menschen aus Polen und der Sowjetunion wurden von der Militärverwaltung zunächst in großen Sammellagern zusammengefaßt. Die Menschen aus Osteuropa mußten bei ihrer sogenannten Repatriierung bangen, einer staatlichen Verfolgung ausgesetzt zu sein. Im Laufe des Herbstes 1945 wurden viele Sowjetbürger/innen auch gegen ihren Willen in die Heimat zurückgeschickt. Einige Menschen aus Osteuropa blieben nach Kriegsende hier oder wollten von Deutschland aus emigrieren. Die meisten Ausländer waren durch die jahrelange Sklavenarbeit abgestumpft und erleichtert, daß die Knechtschaft zu Ende war.

12. Wer den Schaden hat ... – Von Schuld und Sühne keine Spur

Tonino Guerra (ehemaliger italienischer Zwangsarbeiter), in: DIE ZEIT Nr. 37 vom 6. Sept. 1996.

La farfàla	**Der Schmetterling**
Cunténi própri cunténi	Zufrieden wirklich zufrieden
a sò stè una masa ad vólti tla mi vóita	war ich viele Male im Leben
mó piò di tótt quant ch'i m'a liberè	am meisten aber, als sie mich befreit haben
in Germania	in Deutschland
ch'a m sò mèss a guardè una farfàla	da hab' ich einem Schmetterling zugeschaut
sénza la vòia ad magnèla.	und verspürte nicht die Gier, ihn zu essen.

12.1. Die Erinnerung. Heute erinnert außer den nur wenig beachteten bzw. gar nicht bekannten Gräbern Hunderter junger Ausländer/innen aus den Jahren 1941-1945 nichts mehr an den „Arbeitseinsatz" Tausender ausländischer „Fremdarbeiter" in Lübeck während des Zweiten Weltkrieges. Ihr Schicksal ist völlig begraben unter dem Mantel des Schweigens.

In der Endphase des Krieges verstärkten die Nöte und Probleme des eigenen Daseins die ohnehin existierende Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal der Ausländer/innen und dem rassistischen Alltag. Im Rückblick gehörten die Zwangsarbeiter/innen zum privaten Alltag des Krieges. Verantwortlich fühlte sich schon damals niemand. „Die Nazis" wurden ja exemplarisch bestraft; die reinigende Erlösung der allgemeinen Entnazifizierung sprach alle von ihrer Schuld frei. Der Spiegel der Erkenntnis blieb stumpf und blind. Im Gegensatz dazu ist die Erinnerung bei den Betroffenen noch immer sehr lebendig.

Wera Bessonowa (*1925), Zaporozhe/ Ukraine

„Im Lager habe ich mir die Nieren erkältet, und sie schmerzen seitdem. An der linken Hand habe ich den Ringfinger verloren. Das Lagerleben hat seine Spuren fürs ganze Leben hinterlassen. Meine vielen Lebensjahre konnten die schrecklichen Lagerjahre nicht ausbügeln. Ich habe heute noch Alpträume. Die Zeit ist für mich immer noch ein schrecklicher Alptraum." (MfM)

Efa Grabinskaja (*1926), Bezirk Brest/ Weißrußland

„Wir haben noch einen Monat im Lager verbracht. Wir haben nicht mehr gearbeitet, und auch das Essen wurde besser. Einen Monat später haben uns englische Soldaten zur Oder gefahren, wo sich unsere Truppen befanden. Bis November haben wir noch als Landwirtschaftshelfer gearbeitet. Am 21. November 1945 sind wir zu Hause angekommen. In der Heimat wurden wir wie Verräter behandelt, und unsere Gesundheit haben wir uns ruiniert. Jene Zeit erscheint mir wie ein schrecklicher Traum, und wir wollen nicht hoffen, daß sich so etwas jemals wiederholt." (Drägerwerk)

Andrej Slobodjanjuk (*1924), Ukrainka, Bezirk Kiew/Ukraine

„Kurz nach meiner Sklaverei wurde mir die Hälfte des linken Lungenflügels entfernt. Ich bin seitdem Kriegsversehrter der II. Gruppe." (Fabrik Georg Harder)

Ewa Welitschko (*1925), Bezirk Minsk/Weißrußland

„Am 9. Mai 1945 wurden wir von englischen Truppen befreit. Als das Lager bereits bis zur Hälfte aufgelöst war, befand ich mich immer noch dort. Hinterm Stacheldraht wurde ein Deutscher entdeckt, der Dokumente bei sich hatte, wie viele Leute sich im Lager aufhielten. Man fand bei ihm auch Granaten. Es stellte sich heraus, daß er vorhatte, uns alle zu vernichten. Während der Zeit der Zwangsarbeit hat meine Gesundheit sehr gelitten. Ich habe mir so sehr den Hals erkältet, daß ich operiert werden mußte. Mein rechter Arm wurde mir an der Schulter amputiert. An das Gewesene erinnere ich mich unter Tränen. Die verlorenen Jahre gibt einem niemand zurück." (Rüstungsfabrik)

Ernest Lion (*1905), Region Paris/Frankreich

„Die Folgen der Jahre der Zwangsarbeit" sagen Sie. Großes Glück für mich, ich habe sofort wieder Arbeit gefunden. Zu dieser Zeit, die mehr als eine Million Männer zurückkommen sah. Männer, die also nichts zu essen hatten. Wir waren „unerwünscht". So sind halt die Menschen! („Leute"). In der Fabrik, wo ich arbeitete, mußte ich in wenigen Monaten mehr als 150 Gefangene „wieder eingliedern", während die Geschäfte noch nicht wieder richtig losgingen. Meine „Eigenschaft" als Kriegsgefangener hat mir diese Arbeit erleichtert, und ich habe sie zu einem guten Ende gebracht. Darauf bin ich stolz."

12.2. Die Entschädigungsfrage. Bis heute, über 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, gibt es keine rechtliche Anerkennung der Entschädigungsansprüche ehemaliger Zwangsarbeiter/innen. Weder die Bundesregierung noch der Bundestag, weder die Justiz noch die Wirtschaft sind zu entsprechenden Leistungen bereit. Grundlage für diese Haltung ist die Behauptung, bei der Verschleppung und dem zwangsweisen Arbeitseinsatz habe es sich nicht um ein nationalsozialistisches Unrecht, sondern um eine „normale" Begleiterscheinung des Krieges gehandelt. Die Verschleppung von Zivilisten, Männern, Frauen und Kindern, ihre rassistische Behandlung und ihr Einsatz in der Rüstungsproduktion war jedoch in hohem Maße völkerrechtswidrig.

Unter dem Vorbehalt, daß kein Rechtsanspruch bestünde, zahlte die Bundesrepublik 1991 ehemaligen sowjetischen Zwangsarbeiter/innen eine humanitäre Hilfe von 600,– DM pro Person. Dem folgte in Polen die Gründung der Stiftung „Deutsch-Polnische-Aussöhnung". Diese Situation macht die Opfer der Zwangsarbeit in Polen und den Ländern der ehemaligen Sowjetunion heute zu Bittstellern und Almosenempfängern!

„Zu Hause war es sehr schwierig, ich mußte lange geheim halten, wo ich war, weil man uns für Vaterlandsverräter hielt. Man verachtete uns. Wir konnten mit niemandem über dieses Thema reden. Und erst seit 1995 erkennt man uns als Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung an. Wir sind jetzt durch den Status „Kriegsteilnehmer" rehabilitiert. Aber was soll's, das Leben ist vorübergegangen, die Jugend verloren, und es bleibt ein bitterer Nachgeschmack. Stellen Sie sich vor, nicht ein Tag vernünftigen menschlichen Lebens – das war unser Schicksal. Wie beneide ich die, die nach uns geboren sind. 1995 haben wir eine Kompensation von 600,– DM erhalten. Dafür vielen Dank."

Anna Solowëwa (*1924), Kegitschiwka/ Ukraine

Schlußwort. Die Erforschung des Schicksals der während des Zweiten Weltkrieges ins Deutsche Reich verschleppten Menschen aus unseren europäischen Nachbarländern hat ein wenig Licht in eines der dunkelsten Kapitel der Stadtgeschichte gebracht. Wo bisher, nicht zufällig, eine tiefe Lücke klaffte, konnte Dank der Lebensberichte Hunderte ehemaliger Zwangsarbeiter ein wichtiges Stück unserer Vergangenheit rekonstruiert werden und somit zum Verständnis unserer Geschichte nutzbar gemacht werden. Dabei ist es schon beängstigend, wie ohne Erinnerung ganze Zeitumstände aus dem Bewußtsein einer Gesellschaft verschwinden können.

Die Dokumentation dieser Geschehnisse wird weiterhin Anregung und Verpflichtung sein, sich mit der Stadtgeschichte unter diesem Aspekt zu beschäftigen. Sie rüttelt wach, die eigene Stadt mit anderen Augen zu sehen.

Die Resonanz auf die Ausstellung und das Begleitprogramm mit Führungen zu Stätten der Zwangsarbeit war erfreulich groß. Gerade die Schüler/innen, die sich mit dem Thema Nationalsozialismus schon im Unterricht beschäftigt hatten, wunderten sich über den Umfang und das Ausmaß von Zwangsarbeit vor Ort und die teilweise menschenverachtenden Lebens- und Arbeitsbedingungen: „Das waren ja Zustände wie im KZ." Das gilt in noch stärkerem Maße für ältere Besucher, die selbst Zeitzeugen/innen hätten sein können. Sehr viele waren erschüttert, weil sie das Schicksal der sogenannten „Fremdarbeiter" ganz anders oder gar nicht wahrgenommen hatten. Viele Besucher bezeugten mit ihren Einträgen ins Besucherbuch, daß die Darstellung dieses Kapitels der Stadtgeschichte und des Schicksals der vielen Opfer allen Menschen der Stadt nähergebracht werden müßte. Auch in Anbetracht der aktuellen rechtsradikalen Strömungen bedarf es dieser Kenntnis.

Die Ergebnisse dieser Forschungen münden zunächst in einer stadtteilintegrierten Gedenkstätte in Herrenwyk, einem ehemaligen Industriestandort, an dem viele hundert Zwangsarbeiter eingesetzt waren und wo sich bereits eine Ausstellung über die lokale Industriegeschichte befindet. Eine vollständige Dokumentation der Ausstellung mit zahlreichen weiteren Dokumenten und Fotografien erscheint im Frühjahr 1999. Ferner sollen Gedenktafeln aufgestellt und industriearchäologische Stadtrundgänge zu dieser Thematik entwickelt werden. Es gibt viele Möglichkeiten, in diesem Steinbruch der Geschichte weiter zu arbeiten. Rund zwei Dutzend Forscher/innen sind in Schleswig-Holstein mit dem Thema beschäftigt und stehen im Austausch miteinander. Und viel-

leicht bekommt diese Geschichte durch den Druck der momentanen öffentlichen Diskussion um eine Entschädigung auch noch eine ganz neue Dynamik.

Zur Vertiefung empfohlen:

Herbert, Ulrich: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes" in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Bonn 1986.

Meyer-Strüvy, Peter: Niederländische Zwangsarbeiter in Kiel und Lübeck. In: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte. Hrsg. vom Arbeitskreis zur Erforschung des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein (AKENS), Heft 25/1994, S. 3-52.

Verschleppt zur Sklavenarbeit. Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter in Schleswig-Holstein. Hrsg. von Gerhard Hoch und Rolf Schwarz. Alveslohe/ Nützen 1985.

Christian Rathmer, Kulturforum Burgkloster und Geschichtswerkstatt Herrenwyk, Lübeck.